P. o.germ.
84
f - 2

rm.
4J-2

<36628746990011

<36628746990011

Bayer. Staatsbibliothek

Wunder inv. et fc.

Feierstunden.

Erzählungen, Geschichten und kleine Romane.

Herausgegeben

von

Ludwig Theodor Becker.

Bayerische Staatsbibliothek München

Zweiter Theil.

Mit einem Kupfer.

Nürnberg.
In der Zeh'schen Buchhandlung.

[1816]

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Alize,

oder

die Sylphide.

Novelle.

Dem Englischen der Herzogin von Devanshiere nachgebildet.

Arno.

Erzählung von Friedrich Kind.

Der Rheinfall.

Erzählung von August Lafontaine.

Mit einem Kupfer.

Nürnberg.
In der Zeh'schen Buchhandlung.

Alize,
oder
die Sylphide.

Novelle.

Dem Englischen der Herzogin von Devonshiere nachgebildet.

On a vu dans les dangers des exemples d'un courage extraordinaire chez les femmes; mais c'est toutes les fois qu'une grande pasſion ou une idée qui les remue vivement les enlève à elles-mêmes.

Thomas.

An meine Kinder.

1.

Ein Wort, einst eurer liebenswürdigen Mutter entschlüpft, regte bey euch, gute Kinder, das glühende Verlangen auf, die unsrer Verbindung vorhergegangenen Begebenheiten zu wißen, die so entscheidend auf mein Schicksal einwirkten. Sie erlaubt mirs, und mit Wonne ruf ich die Erinnerung der glücklichen Jugend-Tage zurück, in denen sich zuerst jene Gefühle entfalteten, welche die Zeit nur erhöht hat, und die mich ins Grab begleiten werden.

Theure Mädchen! möchtet ihr einst eben so dauernde, so tief gegründete, so reine Empfindungen einflößen! und ihr, meine Söhne! möchte mein Beyspiel euch warnen, vor den Gefahren eurer Jugend, denen ich beynahe unterlag.

2.

Mein Vater war der jüngere Bruder des Marschalls D—, an dem er mit der innigsten Freundschaft hieng. Mein Oheim, ein ächter alter

alter französischer Edelmann, an Betragen und Gesinnung; in ihm erstanden wieder die Guesklins, die Dünois, die Bayards, und andere mannhaften Ritter der Vorzeit. Muth und Artigkeit waren sein Karakter; die Ehre sein Abgott. Edelmüthig gemüthlich, schweifte sein Enthusiasmus für Tugend selbst hie und da ins Romantische über. Mein Vater war gleich reich an Tugenden und guten Eigenschaften. Beyde Brüder lebten zusammen, bis daß mein Oheim sich ziemlich spät an die schöne und reiche Erbinn des Haußes Zelve vermählte. Doch nicht dauernd war diese Verbindung; der Tod entriß ihm bald seine theure Gefährtin. Gränzenlos war sein Schmerz über diesen Verlust; ihn zu mildern, zog er sich mit seiner einzigen Tochter, deren Geburt der unvergeßlichen Mutter das Leben kostete, in die herzliche Gesellschaft seines Bruders und dessen Gattin zurück.

3.

Ich war einige Jahre älter, als meine Kousine Adelheid. Sie war liebenswürdig, und ich hieng aufs zärtlichste an ihr; doch empfand ich nie eine andre, als brüderliche Neigung für sie. Ich wußte; daß eine Verbindung mit ihr unmöglich war; denn längst hatte man sie einem

Prin-

Prinzen von Zelve aus ihrer mütterlichen Familie bestimmt. Diese Vermählung sollte einen wichtigen Rechts-Streit enden, ihrem Vater bedeutende Güther sichern, und den vollen Reichthum des Haußes in ihr vereinigen.

Beyde in diesen Ideen erzogen, konnte unsre Beziehung nie die Gränzen zarter Freundschaft überschreiten; auch ließ man ihr dazu nicht Zeit. Als mein Vater den Gesandschafts-Posten zu Neapel erhielt, war meine Kousine zehn Jahre alt. Schmeichelhaft war für ihn diese Auszeichnung; doch fühlte er den Schmerz der Trennung von seinem Bruder, und der Entsagung auf unser stilles häußliches Glück.

Ich folgte ihm nach Italien, wo die Wichtigkeit seiner Negoziationen ihn mehrere Jahre ununterbrochen zu bleiben zwang.

Von seinen Pflichten gefesselt, versagte er sich selbst das Vergnügen, der Vermählung seiner Nichte beyzuwohnen, die fünf Jahre nach seiner Ernennung zum Gesandschafts-Posten erfolgte.

Nach französischer Sitte trat ich schon in meiner Kindheit in die Rang-Liste der Offiziere der Armeen, und besaß eine Kompagnie im Regiment meines Oheims, deßen Befehlshaber ich einst werden sollte. Da wir mitten im Frieden

lebten,

lebten, so erhielt mein Oheim leicht für mich einen unbestimmten Urlaub, und ich konnte meinem Vater folgen. Indeß sollte ich nicht meine schönsten Jahre in Italien verlieren; nach seinem Wunsche mußte ich also mehrere Europäische Höfe besuchen, begleitet von einem alten Offizier, meinem Mentor.

4.

Während meinen Reisen trug sich nichts besonders für mich zu; ich gleite daher hinweg über die, Jünglingen meines Alters, gewöhnlichen Abentheuer. In meinem zwey und zwanzigsten Jahre kehrte ich Anfangs Herbsts, dem Willen meines Vaters gemäß, nach Neapel zurück. Er erklärte mir nun, daß, da der Ausbruch eines Kriegs zu erwarten stünde, er mich nach Frankreich zurücksenden wolle, damit ich vor meinem ersten Feldzuge mit meinen Landsleuten in die so nöthige nähere Beziehung käme, und Gelegenheit hätte, mir das Wohlwollen meiner Obern zu erwerben. Dabey lag ihm dringend an, die Sehnsucht meines Oheims nach meinem Wiedersehen zu befriedigen.

Der Prinz von Zelve war inzwischen gestorben. Meine Kousine sollte ihr Trauer-Jahr

im

im Kloster zubringen. Allein war also mein Oheim und sehnte sich nach mir. Er wünschte selbst, mich in Paris festzuhalten; denn meine Kousine sollte nach ihrer Trauer-Zeit sich mit dem jungen Herzog von Vintimille vermählen. Es war eine Neigungs-Heurath, die aber vor der Hand, aus Achtung für das Andenken des Prinzen, tiefes Geheimniß bedecken sollte.

5.

All' dieß erfuhr ich von meinem Vater. „Gehe, mein Sohn, — sezte er hinzu, — „schäme dich nicht, stets deinem Oheim den „zartesten und ehrerbietigsten Gehorsam zu be„zeigen. Folge seinen Lehren, ahme seinen Tu„genden nach, verdiene sein Wohlwollen, und „werde das Glück und der Stolz deiner Familie."

Ich blieb nur wenige Tage zu Neapel. Ungerne verließ ich von neuem meine geliebten Aeltern; doch konnt' ich nicht ohne freudige Ungedult an die neue, mich erwartende Laufbahn denken. Mein ursprünglich furchtsamer und romantischer Karakter hatte meine Jugend verlängert; ja, meine Kindheit möcht' ich sagen, erschiene dieß nicht lächerlich, bey einem Jünglinge von zwey und zwanzig Jahren.

Dieß bezog sich indeß nur auf meine Empfindungen; in jeder andern Rücksicht war ich ausgebildet; nur mein Herz schlummerte noch, oder vielmehr, es bewohnte eine idealische Welt.

Damals war es, als die Feder des Phantasiereichen Grafen von Gabalis der anmuthigen Dichtung der Sylphen-Welt eine Art von Wirklichkeit verliehen hatte. Seine Werke fielen am Beginnen meines siebenzehenden Jahrs, mir in die Hände; dem gefährlichsten Alter für neue Eindrücke. Das Gemüth faßt sie sehnend auf; die Vernunft ist noch zu schwach seine Empfänglichkeit zu zügeln. Mein Herz war bestochen; meine Vernunft schwieg. Von diesem Augenblick träumte ich nur vom Glück, von einem überirdischen Wesen geliebt zu werden; dieses Sehnen, diese Hofnung erhielt mich gegen alle irdische Schönheiten kalt. In dieser Stimmung, trat ich meine Reisen an. Meine Mutter war meine Vertraute; sie belächelte meine Träumereyen; sie neckte mich damit, ohne sie vernichten zu wollen; die gute Mutter sah darinn vielleicht den Schutzengel meiner Sittlichkeit. Und sie hatte Recht. Ich verabscheute alles, was von meinem Zweck mich entfernte. Graf Gabalis behauptete: Reinheit des Gemüths, Unschuld der Sitten, sey die wesentliche Vorbedingung der Beziehung

ziehung mit dem Sylphen-Geschlecht. Ich verbannte alles aus meiner Einbildungskraft, was jene hätte beflecken können. Oft wurde ich angezogen von irgend einer jugendlichen Schönheit, deren schlanker Wuchs, deren zarte Haut, deren leichter, lüftiger Gang einem ätherischem Wesen ähnelte; aber bald gewahrte ich in ihr eine Sterbliche; der Zauber und die Gefahr verschwand.

6.

Dieß war die vortheilhafte Seite meiner romantischen Grille; indeß verspätete sie die Erwerbung der Welt-Kenntniß, des Welt-Tons, und doch war die höhere Welt der Kreis meiner Bestimmung. Noch hatte keine Sylphide mich gewürdigt, zu mir aus ihrem Himmels-Sitze herabzusteigen; keine Sterbliche erschien, meiner Aufmerksamkeit werth.

Abgezogen und einsam lebt' ich also, selbst in Gesellschaft. Einzig an meinen Täuschungen hängend, war die Wirklichkeit für mich tod. Indeß strebte ich meinen Geist auszubilden, um mich der heiß ersehnenden himmlischen Freundinn zu nähern.

Mein Mentor, meine Lehrer, Männer von Einsicht, waren zufrieden mit meinem beharrlichen Fleiße in den Wissenschaften, ohne dessen Triebfeder zu kennen.

Ich

Ich fürchtete die Spöttereyen, über einen mir so heilig- und ehrwürdig erscheinenden Gegenstand, und bewahrte meine Ansichten in tiefem Schweigen.

So übt' ich mich denn in einer geheimnißvollen Rückhaltung, die selbst die ängstlichste Sylphide befriedigt hätte, und erwartete ungeduldig den seeligen Moment, wo irgend ein nur dem Eingeweyhten verständliches Zeichen, mir ihr Nahen verkünden würde.

Oft pochte laut und heftig mein Herz, wenn ein Lichtstrahl des Monds durch die Läden meines Zimmers, ein leichtes Geräusch, oder die Töne einer fernen Musik, oder das leise Wehen, des meine Vorhänge bewegenden Winds, zu meinen Ohren drang. Ich richtete mich auf; ich lauschte; alle Kräfte meiner Seele waren gespannt. Meine Imaginazion erhöhte auf einige Augenblicke diese Täuschung; war sie zerstört, mußte ich über meinen eignen Irrthum erröthen; und tröstete mich mit meiner Jugend. Ich beschloß an Tugenden, am Vertrauen zu wachsen; sie wird endlich erscheinen: auch keinem Schatten von Zweifel will ich Raum geben! dann nahm ich meinen theueren, von mir unzertrennlichen Graf Gabalis, und nährte mich mit

dieser

dieser Thorheit, die bis in mein zwanzigstes Jahr wuchs.

Von dieser Zeit an erhob sich bisweilen die Stimme einer indeß ausgebildeteren Vernunft; ich wurde mehr oder weniger, weise; meine Sehnsucht, meine Ideen schweiften nicht mehr ununterbrochen in den idealischen Regionen: ich begann zu gewahren, daß ein Weib, auch ohne transparente Flügel, und ohne ätherischen Stoff, reizend seyn könne.

Fragte mich indeß meine Mutter lächelnd, ob ich eine Sylphide gefunden habe? so fühlte ich ein Erröthen, und daß dieses einzige Wort die so tief gewurzelten Ideen zu lebendig aufregte; ich antwortete durch einen allgemeinen Scherz.

7.

Noch am nämlichen Abend vor dem Entschlafen, las ich wieder einige Seiten in Gabalis Werk, das ich seit Monaten nicht geöffnet hatte. Ich löschte hierauf mein Licht aus, und suchte im Schlafe Vergeßenheit dieser süßen, so lebendig wieder erwachenden Täuschung. Schlaf war nicht das Mittel sie zu unterdrücken. Im Schlafe ruft die Imaginazion die Gegenstände hervor, mit denen sie sich am lebhaftesten beschäftigt, denn sie bewegen sich in leichten fantastischen Träumen, mitten in den Reihen der Sylphiden;

phiden; unter denen mir die Wahl blieb. Schwere Wahl! denn jede war reizender als die andre.

So, im Vollgenuße des anmuthigsten Traumes schwebend, weckte mich plötzlich ein glänzendes Licht, dem Blize ähnlich, begleitet mit einem unbeschreibbaren Geräusche. Ich richte mich auf; ich ziehe den Vorhang hinweg; ich sehe nichts. Tiefe Finsterniß! das Licht war verschwunden; kein Geräusch mehr. Toden-Stille!

Nun hielt ich es für die Folge eines Traums und ich versuchte, ihn wieder anzuknüpfen, als zwey meiner Sinnen — statt des Sehens und Hörens — mich überzeugten, daß etwas außerordentliches mich umgab, — der Geruch; das Gefühl.

Ein köstlicher Geruch erfüllte mein Zimmer; und etwas sehr sanftes, dem Scheine nach ein kleines Händchen, drückte sich auf meine Lippen, mir Schweigen zu gebiethen scheinend.

Mein Herz schlug laut; All' meine alten Ideen erwachten. Nun, so dacht' ich, nun ist der Zeit-Punkt erschienen, wo eine reizende Luft-Gestalt mit mir in Verbindung treten will. Ich versuche, die Hand zu faßen, die noch auf meinen Lippen ruht; aber meine Hände waren durch etwas leichtes gefeßelt, das ihre Bewegung hemmte. Indeß ich leise diese zu lößen

strebte,

strebte, hatte sich das Wesen entfernt, deßen Berührung ich vorhin fühlte.

In meinem Nacht-Tische war Phosphorus; schnell zündete ich meine Kerze an, und gewahrte dann, daß ich durch eine Kette der wohlduftendsten Blumen gefeßelt gewesen war. Sie lagen noch zerstreut auf meinem Bette, und verbreiteten den anmuthigsten Wohlgeruch.

Uebrigens bemerkte ich in meinem Zimmer durchaus nichts, das den Eintritt eines Menschen verrathen hätte. Meine Thüre hatte ich vor dem Niederlegen von innen verschloßen; sie war es noch, so wie ein enger Durchgang, der mittelst meines Vorzimmers, mit dem meiner Mutter zusammen hieng.

Ihr gestriger Scherz fiel mir ein; ich ahnete, sie hätte ihn fortsezen wollen. Aber wo war sie herein und wieder hinausgekommen? Dies blieb mir dunkel. Gewißheit wollt' ich, um die Täuschung vollends zu zerstören, welche von neuem meine Vernunft trübte. Schnell warf ich meinen Schlafrock um; das Licht in der einen, die reizende Blumen-Kette in der andern Hand, verschloß ich sogleich mein Zimmer, und gieng in das meiner Mutter, die ich noch außer Bett zu finden, und ihr für ihre artige Neckerey zu danken hoffte.

Sachte

Sachte trat ich in ihr Zimmer, nur von einer Nacht-Lampe beleuchtet. Durch die halboffenen Bett-Vorhänge von Gaze erblickte ich die gute Mutter in sanftem und tiefem Schlafe; einige Spuren von Thränen auf ihren Wangen.

Schweigend betrachtete ich sie; schon überzeugt, daß sie nicht in meinem Zimmer gewesen war.

Eine ihrer Kammerfrauen schlief im Kabinet. Sie hatte mein Licht gesehen, hatte mich gehen hören, öffnete erschrocken ihre Thüre, und lächelte bey meinem Anblick. Sie nahte sich auf den Fuß-Spizen und sagte mir leise: „Sie haben mich recht erschreckt, Herr Graf; „aber erwecken Sie ja die gnädige Frau nicht, „sie bedarf Ruhe. Sie weinte diesen ganzen „Abend, bey dem Gedanken an Ihre nahe „Abreise. Erst seit einer Stunde entschlief sie."

8.

Eine Stunde! und noch war es keine Viertelstunde, daß eine Hand auf meinen Lippen lag, daß ein unsichtbares Wesen mich mit Blumenketten feßelte! und meine Mutter, meine gute, zärtliche Mutter schlief damals, nachdem sie die nahe Abreise ihres Sohnes beweint hatte! Sie dachte an keine Neckerey.

Im

Im Nachdenken verlohren, wollte ich zurückkehren; aber Pauline, das Kammermädchen war entzückt, beym Anblick der Blumenkette und bat, sie bewundern zu dürfen. Nie, erklärte sie, ähnliche gesehen zu haben. Wirklich waren, außer einigen Rosengebinden, Arabischen Jasmin, Tuberosen und Pomeranzenblüthen, die übrigen Blumen mir unbekannt. Sie glichen weder an Form noch Farbe, den mir bekannten.

„Wahrscheinlich, sagte Pauline, wollten „sie diese Blumen der gnädigen Frau zeigen. „Das verdienten sie wohl. Man sollte glau„ben, sie müßten dem Himmel entsproßen seyn. „Dies sind keine irdischen Pflanzen." Ich fühlte mein Erröthen; diese Vermuthung war für mich Wahrheit.

Sie erboth sich, sie ins Wasser zu stecken. Ich weigerte es; ich konnte mich nicht davon trennen.

Ich nahte mich wieder dem Bette meiner guten Mutter, Sanft küßte ich ihre auf der Bettdecke ruhende Hand; ich fühlte wohl, es war nicht die nämliche, deren Druck ich vor wenig Augenblicken auf meinen Lippen gefühlt hatte.

Ich trat in mein Zimmer. Unbegreiflich war mir dieß sonderbare Abentheuer; aber im

Grund

Grund doch überzeugt, dieß sey endlich das himmlische, lang ersehnte Wesen.

Als ich vorhin mein Schlafzimmer verließ, hatte ich es sorgfältig verschloßen, und den Schlüßel abgezogen; auch fand ich bey meiner Zurückkunft die Thüre verschloßen.

Ich trete herein; ich sehe nichts ungewöhnliches; kein Licht, als das ich in Händen hielt. Ich gieng umher, untersuchte alles sorgfältig; die äußere Thüre war von innen verschloßen. Ohne die Blumen-Kette hätte ich geglaubt, geträumt zu haben. Aber sie war ein entscheidender Beweis der Wirklichkeit einer Erscheinung, und bald blieb mir kein Zweifel.

Ich nahte mich dem Bette; ich sezte das Licht auf den Nacht-Tisch; ich legte mich, und wollte noch einige Seiten in meinem theuren Gabalis lesen; ich nehme das Buch. Welches Erstaunen! An der Stelle, wo ich stehen blieb, waren zwey Blätter loß; sie waren vom schönsten, sanftesten Himmelblau. Einige goldne glänzende Sternchen, gleich einem Gestirn geordnet, dienten zum Titel-Blatt. Das Papier war so zart, so durchsichtig, daß man es für Flor hätte halten können.

Anfangs sah ich nichts darauf; aber bey aufmerksamer Ansicht, entdeckt' ich so feine, zarte

Buch-

Buchstaben, daß ohne ihre Regelmäßigkeit, ich sie nur mit Mühe hätte lesen können.

Diese Schrift hatte nichts irdisches. Sie war vollendet schön, und leicht las ich folgendes:

Alize, Sylphide der Leyer.

An ihren Freund, Karl von L.

„Karl! vergebens also wache ich, seit sechs „Jahren unsichtbar dich umschwebend, über „deine leisesten Gedanken, und erforsche dein „Herz. Ich habe dich überzeugt, daß es We„sen höherer Art giebt, die sich an einen Sterb„lichen heften, und ihn zu sich erheben können. „Du, Karl, bist einer dieser Lieblinge des Him„mels; ich bin eine deinem Daseyn gewidmete „Sylphide; bestimmt zu deinem Schuz-Geiste. „Aber woher dieses Erstaunen, dieses Erschrecken „beynahe, wenn ich endlich mich dir entdecken „will? Woher diese auffahrenden, unbesonnenen „Bewegungen, die mich zur Entfernung zwangen?"

„Warum verließest du dieses Zimmer, wo „ich bey dir war, wo ich dir erscheinen, dich „sprechen, dir erklären wollte, was ich dir seyn „will; was du mir seyn sollst? Unbesonnener! „warum zeigtest du profanen Augen diese Blu„men-Kette, Sinnbild meiner Zärtlichkeit und „unserer Vereinigung? Karl! du hast diese sehr

„verspätet. Möge deine gebildetere Vernunft, „dein festeres Vertrauen den Licht-Strahl bewahren, den ich in dein Herz goß!

„Laß ihn nicht verlöschen. Reise! du wirst „einst Alize wieder finden, wenn du es besser „verdienst, wenn du sie begreifen kannst! Jezt „wird sie, doch dir unsichtbar, über dich wa„chen; deine Tugenden, deine edlen Gefühle „werden ihr Werk seyn. Karl! liebe die Tu„gend; sey gut, zart, gefühlvoll; werth einer „Sylphide Freund zu seyn."

„Erfülle alle Pflichten der Natur und der „Gesellschaft. Selbst der Liebe weigere dein „Herz nicht, ist der Gegenstand meines Freun„des würdig. Weiß ichs denn nicht, der irdische Mensch kann nicht lange mit jenem „reinem, geistigem Gefühle sich begnügen, das „ich dir einhauchen will! — Ich werde deine „Wahl leiten. Möge einst die Sterbliche, der „du dein Herz und deine Hand giebst, dich lie„ben, wie Alize dich liebt! —

„Lebe wohl, Karl! vielleicht für lange. „Nur von dir wird es abhangen, die Tage un„serer scheinbaren Trennung zu kürzen. Ich „werde deine Handlungen wißen; alle, selbst „deine Gedanken. Sind sie des Sterblichen, den „ich liebe, würdig, so wird deine himmlische

Freun-

Kinder! kann ich ihn euch auf der nämlichen Stelle zeigen.

Am andern Morgen befragte mich meine Mutter, von Paulinen unterrichtet, um die Ursache meines nächtlichen Besuchs? Ich fand leicht einen Vorwand, der sie beruhigte. Sie sprach von der schönen Guirlande. Ich gab vor, sie verschenkt zu haben. In meiner Chatoulle sorgfältig verschlossen, ist sie verwelkt; aber noch bewahre ich deren Reste.

9.

Dieß, lieben Kinder! ist die treue Erzählung meines ersten Lebens-Abentheuers; ich gehe zu den daraus folgenden über.

Meine Aeltern drangen auf die Abreise, und ich selbst ersehnte heftig Gelegenheit, die Rückkunft meines Schutzgeistes zu verdienen. Seit jener Erscheinung bewegte mich unbestimmte Unruhe, und erlaubte mir nicht, mich den Zerstreuungen meines Alters hinzugeben.

Während meines kurzen Aufenthalts zu Neapel, sah ich nur meine Familie.

Alles war in Ordnung; ich reißte ab, begleitet von meinem treuen Franz, dem Gefährten meiner vormaligen Reisen. Mit Wehmuth trennte ich mich von den theuren Aeltern,

die

die ich vielleicht auf viele Jahre verließ; aber mit Entzücken blickte ich auf das Glück, meinen zweyten Vater wieder zu sehen, und meine Kousine, deren Andenken von der Kindheit her mir theuer war. Freylich, gebleicht war dieß Andenken ein wenig, seit ich mit den Sylphiden mich beschäftigte. Nicht billigen konnte ich, nach meinen romantischen Grundsätzen von Reinheit und Zartheit, ihre Neigung für den jungen Herzog, die, wie man mir sagte, ihrem Wittwenstand kurz vorangegangen, oder nahe gefolgt sey. Mühe kostete es mir, mich mit dieser Idee zu versöhnen; doch allzugroße Strenge über eine zarte Empfindung, paßte nicht für mein Alter; ich gelobte mir also, diesen Eindruck sorglich zu verbergen. Uebrigens war es mir lieb, diese gute, einst auch duldend und gehorchend, nach Konvenienz vermählte, Adelheid, nun der zukünftigen Wahl ihres Herzens überlassen zu sehen, und da der Oheim ihren zukünftigen Gatten sehr rühmte, so nahm ich mir vor, mit ihm in freundschaftliche Verhältnisse zu treten.

10.

Nach einer schnellen und glücklichen Reise kam ich auf des Oheims Schlosse, in Burgund,

an.

an. Hier erwartete mich der ehrwürdige Greis mit Sehnsucht. Ich traf ihn umgeben von eben so ehrwürdigen Freunden; meist Offiziers, die in meinem Oheim den Gefährten ihrer Jugend, und Beschützer ihres Alters ehrten und liebten.

Er empfieng mich mit offenen Armen, und schien tief bewegt; mit nassen Augen betrachtete er mich und rief: „Es ist das Bild meines Bru„ders im zwanzigsten Jahre! Diese offne Stir„ne, dieser männliche Ernst, diese leichte und „anmuthige Haltung! — Karl, Du bist eine „Kopie, deren Treue Dich Deinem alten „Oheim sehr theuer machen wird!"

Mich ergriff die Würde des trefflichen Mannes; das nahende Alter hatte das Ehrfurcht gebiethende seines Ansehens erhöht; jeder seiner Blicke, jedes seiner Worte, sprach den Edelmuth seiner Seele aus. Viel fragte er mich beym Abendessen über meine Reise.

Des andern Tags verließen uns seine Freunde. Allein mit ihm, ergriff er jede Gelegenheit, mein Herz zu durchschauen. Er wollte meine Empfindungen, meine Ansichten kennen, um sie zu billigen, oder sanft und mild zu berichtigen. Er unterrichtete mich hierauf von seinen Entwürfen über meine Beförderung, und

gab

gab mir weise Lehren über mein künftiges Betragen.

Wir sprachen dann von meiner Kousine Adelheid. Ich bezeigte ihm meine Sehnsucht, sie wieder zu sehen. „Sie theilt diese Sehnsucht, „erwiederte mein Oheim; doch, Kinder! ich „kann euch diese Freude nur nach unsrer Rück„kunft nach Paris gewähren. Dort bewohnt „sie ein Kloster während ihres Trauer-Jahrs, „und erst in einem Monate kann ich dahin ge„hen. Ich hoffe Karl, Du wirst mir nicht „Deine Gesellschaft rauben; sie allein kann mich „über die Abwesenheit meiner Tochter trösten".

II.

Traulich theilte er mir dann die näheren Umstände über den neuen Vermählungs-Entwurf, und über Adelheids Neigung für den jungen Herzog mit. Seine Schwester wurde in dem Kloster erzogen, in das sich meine Kousine, nach dem Tode ihres Gemahls, zurück zog, und diese jungen Personen hatten die innigste Zuneigung zu einander gefaßt. Dieser Freundschaftsbund gab ihr Gelegenheit, den Bruder ihrer Freundinn oft zu sehen, und für ihn, der sie leidenschaftlich liebte, Gegenliebe zu fühlen.

Adel-

„Adelheid — fuhr mein Oheim fort — „vertraute mir ihre Neigung, und bat um die „Einwilligung zur Verbindung mit ihm, nach „dem Ende der Trauerzeit. Ich konnte gegen „die Geburt, gegen die Sitten des jungen, allge- „mein geschätzten Mannes nichts einwenden. — „Doch — ich bekenne dies, Karl — ich hatte „andre Entwürfe mit meiner Tochter, mir stets „heilig und theuer; sie hätten mein Alter be- „glückt. — Du erräthst sie vielleicht!" sezte der gute Greis hinzu, und seine Augen floßen über. — „Dir hatte ich meine theure Adel- „heid bestimmt; dir, vom Augenblick an, da „der Tod ihres alten Gatten ihre Feßeln löste. — „Doch, denken wir nicht mehr daran! Sie „kann dir ihr Herz nicht mehr geben. Mind- „stens ist ihre Wahl untadelhaft; ob sie gleich „meine liebsten Wünsche vernichtet und mich be- „trübt. Ich will nicht zweymahl allein über ihr „Schicksal gebiethen. — Du wirst also nicht „mein Schwiegersohn werden; aber darum be- „tracht' ich dich nicht minder als meinen gelieb- „ten Sohn. Du sollst nicht der Gatte meiner „Tochter werden; aber du wirst meine Zärtlich- „keit für sie theilen, und sie wird dich schwe- „sterlich lieben."

Ich warf mich in die Arme meines Oheims,

meines zweyten Vaters; ich gab ihm die herzlichste Versicherung meiner Zufriedenheit, meiner innigsten Erkenntlichkeit. Aufrichtig, und so wie ich es fühlte, war diese Versicherung, denn ich wollte mich nicht vermählen; mein Herz war unbedingt der unsichtbaren Freundinn hingegeben; ich zitterte vor jedem Band, das mich von ihr getrennt hätte, eh ich noch die Seeligkeit genoß, sie zu sehen, und zu hören. Ich dankte ingeheim der Vorsicht, für das unübersteigbare Hinderniß der Neigung meiner Kousine, das mir zugleich den Schmerz ersparte, meinen Oheim durch Weigerung zu betrüben.

12.

Nichts zog mich nach Paris, als das Verlangen, meine Kousine wieder zu sehen. Nach meiner Stimmung fürchtete ich vielmehr das Geräusch eines Aufenthalts, von dem, wie mir schien, alles meine Sylphide entfernen mußte. Auf dem Lande, glaubte ich ihr näher zu seyn. Mindstens konnt' ich von der Schloß-Terraße, selbst aus meinem Fenster, ihren himmlischen Wohnsiz überschauen, und meinen Blick auf das Gestirn heften, das sie beherrschte. Astronomie war stets mein Lieblings-Studium, vielleicht

leicht hatte sie selbst dazu beygetragen, meine Einbildungskraft zu exaltiren. Ich kannte also die Benennung und den Lauf der Weltkörper, und der zahllosen Sonnen, die sich über uns in dem ätherischen Gewölbe wälzen. Mit Entzücken suchte ich die Leyer auf, und besonders den in diesem Gestirne am hellsten schimmernden Stern, in dem vielleicht Alizens Wohnplatz war. Hatte mein Oheim sich zur Ruhe begeben, so betrachtete ich Stunden lang dieses Gestirn. In meinen Ideen verlohren, bereuete ich schmerzlich, daß ich zu Neapel den Augenblick entschlüpfen ließ, mit diesem überirdischem, und sicher reizendem Wesen mich zu unterhalten; ich zweifelte nicht mehr an seinem Daseyn. Es schien mir so bewiesen, als das Daseyn der glänzenden Welten ihres Wohnsitzes, die ich rastlos betrachtete. Oft erhob ich dann leise meine Stimme, und versuchte, meine himmlische Freundinn in einem ihrer und meiner Gefühle für sie würdigem Geiste zu besingen. Aber tief blieben immer meine schwachen Versuche unter meinem Wollen, unter meiner Empfindung, die ich vergebens auszusprechen strebte. Ich fühlt' es, ich hätte von wahrer poetischer Gluth entflammt seyn sollen, und ich war ferne davon. Hier die erträglichste der Romanzen, die ich in

Abend-

Abend-Sparziergängen auf der Terraße an die Leyer richtete:

Himmlisches Gestirn der Liebe,
Dir sey mein Gesang geweiht!
Sie, die reizende Alize,
Ist's, die dir den Glanz verleiht.

Dich erwählte Sie zur Wohnung,
Schönes Bild der Harmonie!
Wohllaut ist Alizens Wesen,
Wo Sie wohnt, da herrschet Sie.

Lieblichstes der Sterngebilde,
Stehe still in deinem Lauf!
Dich beherschet die Geliebte,
Nimm auch mich zum Bürger auf!

Ihr seht, Kinder! meine Imaginazion war ziemlich exaltirt.

13.

Aber Alize hatte Recht, Sterbliche sind Sklaven ihrer Sinne und der äußeren Erscheinungen. Sie betete ich an, indeß entriß mich ein anderer Gegenstand meinen Träumereyen, und erzwang mir das Bekenntniß: daß es auch irdische verführerische Wesen giebt.

Ich war kaum dreyundzwanzig Jahre alt. Welchem Jünglinge dieses Alters, kann eine

rein

rein abstrakte Empfindung, für ein unbekanntes Wesen genügen? Alize behielt mein Herz; aber beinahe hätte sich dort eine Person an ihre Seite geschlichen, die ihr im Moralischen sehr wenig glich. Ihre Gestalt konnte derjenigen nahe kommen, die meine Fantasie den Sylphiden, und vorzüglich meiner Alize lieh.

Mein Oheim hatte eine Wirthschafterin, Demoisell Delmont. Sie war lange in der Familie; er behandelte sie mit Achtung. Als Kind, hatte sie mich gepflegt; ich sah sie mit Vergnügen wieder, und besuchte sie oft in ihrem Zimmer. Oft nannte sie mich noch ihren lieben kleinen Karl, und schalt mich über mein Wachsthum, weil sie mich nicht mehr umarmen dürfe.

Einst fand ich bey ihr ein junges niedliches Mädchen; sie wurde mir vorgestellt als die Tochter ihres Bruders, eines Herrn Delmont, der lange Intendant eines Großen gewesen war, dort sich bereichert, und seiner einzigen Tochter die glänzendste Erziehung gegeben hatte, von der nun die Tante Zeuge seyn sollte.

14.

Agathe war achtzehn Jahre alt; — schön wie ein Engel, und sich dessen sehr bewußt. Sie

war nicht groß; aber ihr schlankes, niedliches Figürchen, war voll Anmuth. Zwey schwarze, strahlende Augen, die sie ganz in ihrer Gewalt hatte; ein Mund, zart und frisch, wie eine Rosenknospe: immer bereit zu lächeln, und eine Reihe der schönsten Zähne zu verrathen; ein kleiner, geschmackvoll bekleideter Fuß; ein rundes Händchen; weißgewölbte Arme; Anmuth und Anstand in allen Bewegungen; so war Agathens Aeußeres! Auch war sie in der Provinz ein Muster der Bildung. Sie sang zu der Guitarre rein, und mit Ausdruck; sie machte kleine, leichte, artige Zeichnungen, für Brieftaschen und Fächer; sie las die neuen Romane und den Merkur; lößte Räthsel und Charaden, und verfertigte deren selbst; so wie Gedichte für den Geburtstag ihres Vaters und ihrer Tante, und sang sie mit der reizenden Bescheidenheit, die nach Lob geizt. Uebrigens war sie beweglich und lebhaft, bis zur Unbesonnenheit, oder empfindelnd bis zum Romanhaften, lockend, nekkend, anziehend, kokett, naiv; immer beschäftigt, den Männern den Kopf zu verrücken, und selten mislingend. Der Meinige hielt sich ein wenig lange; aber endlich verdrehte sie ihn so gut, als die der andern, und umstrikte mich, troß meiner Vernunft, meiner Sylphide, und

alles

alles dessen, was mir als Schutzwehr gegen Verführung erschien. Wirklich both das kleine Wesen alles hiezu auf. Meine Eroberung schmeichelte ihrer Eitelkeit doppelt, wegen meines Rangs und meiner Kälte. Allenthalben begegnete ich Agathen, und immer erschien sie mir hinreißender, bezaubernder.

Die gute Delmont, stolz auf eine so reizende, so gebildete Nichte, ließ ihr volle Freiheit. Vielleicht sah sie in mir noch den kleinen, gefahrlosen Karl; vielleicht hatte sie ehrgeizige Entwürfe gegründet auf den Reichthum und die Vorzüge dieser Nichte; genug, sie schwieg zu meinen häufigen Besuchen, zu unsern einsamen Spaziergängen, zu allem, was sie hätte beunruhigen sollen.

14.

Hatte mein Oheim sich zur Ruhe begeben, so wachte ich noch alle Abende auf der Schloß-Terraße; aber nicht um das schöne Gestirn der Leyer zu betrachten, und ihr Romanzen zu singen; nein um auf Agathens Guitarre, und ihre niedliche Stimme zu horchen, und Stunden mit ihr zu verschwäzen; — gelehnt an den Balkon ihres Fensters ebner Erde, wo ich stets sie traf. Kam ich zurück, und Alizens himmlisches

sches Bild erschien mir, so erinnerte ich mich nur an ihre Erlaubniß zur Untreue, und fand ihre Vorhersagung richtig.

15.

Indeß, — ich muß es auf die Gefahr des Spottes bekennen, — meine Unschuld, meine Sylphidische Reinheit war so tief gewurzelt, meine Furcht, Alizens Schuz zu verliehren, so groß, daß diese kleine Liebschaft noch keine gefährlichen Folgen gehabt hätte. Aber, ich war gewaltsam hingerissen; bald vielleicht hätte sie den gewöhnlichen Gang solcher Verbindungen genommen, und mir furchtbare Reue bereitet; da wählte mein Oheim, der wahrscheinlich all dieß bemerkte, das sicherste Mittel sie zu trennen: mich zu entfernen und nichts zu erwähnen gegen mich von dieser gefährlichen Sirene. — Einst Abends schlug er mir vor, ihn zu einem kleinen Jagd-Schloß zu begleiten, das er einige Stunden davon in einer anmuthigen, Wildreichen Gegend besaß. „Dort, lieber „Karl! sagte er mit rührender Herzlichkeit, ent„floßen mir, an der Seite deines Vaters, see„lige Tage. Du sollst ihr Andenken erneuern. „Jährlich bringe ich zu dieser Jahrszeit einige „Tage in meiner Einsiedeley zu, — so nannte er das

„Jagd-

„Jagdhauß: — deine Gesellschaft wird dort für „mich ein wahres Fest seyn. Morgen reisen „wir. Ich nehme gewöhnlich nur einen einzigen „Bedienten mit, und begnüge mich mit den mä„ßigen Mahlzeiten, die mir die alte Schloßwär„terinn bereitet. In dieser Einsamkeit, wo ich „einst so glückliche Tage verlebte, scheine ich „mich zu verjüngen, und troz meines Alters „dünk ich mir, wenn ich in der Einsiedeley ei„nige Tage ermüdend umher gewandelt bin, neue „Kraft gewonnen zu haben. Dort belustigt die „Jagd mich mehr, dort bin ich stolzer auf das, „was ich selbst ohne Jagd-Gefolge erlegt „habe, als wenn ich auf meinem Schloße mich „von einem Heere Treiber, und all diesen grü„nen beblechten Livreen umgeben sehe. Karl! „willst du das sicherste Geheimniß bewahren, „glücklich zu seyn, so bleibe stets empfänglich „für den sanften köstlichen Eindruck jener kleinen, „von theueren Erinnerungen vergoldeten Gegen„stände!“

16.

Mein Herz hätte die Philosophie des Marschalls wohl verstanden; aber es empfand die Trennung von der schönen Agathe Delmont zu schmerzlich. Indeß wagt' ichs nicht, dem Oheim

zu

zu widersprechen; es fiel mir gar nicht ein, ihn allein reisen zu lassen; doch hätte ich gern Agathen von meiner Entfernung unterrichten, und erfahren mögen, ob ich sie nach unsrer Rückkunft wieder finden würde. — Mein Oheim war diesen Abend gesprächig; er hielt mich lange auf; so daß ich nicht hoffen konnte, sie noch zu sehen, und am andern Morgen reißten wir sehr früh ab! —

Mein Trost war die geringe Entfernung; die Leichtigkeit, bisweilen das Schloß zu besuchen, und die Hoffnung, Agathe würde, wären die Versicherungen ihrer Liebe wahr, leicht ihren Aufenthalt verlängern können. Auch sollten wir vor der Abreise nach Paris, noch vierzehn Tage dort zubringen.

Weiter giengen meine Plane nicht. Ich war im Grund nicht verliebt; aber im zwanzigsten Jahre, nennt man alles Liebe, was das Gemüth, oder vielmehr die Sinne bewegt. Die meinige war indeß nicht feurig genug, um nicht in diesem Wechsel des Aufenthalts Vergnügen zu finden; im Umgange eines liebenswürdigen, mit mir so innig verbundenen Mannes, bey dem selbst der Unterschied des Alters verschwand. Wir reißten also des andern Tags, an einem anmuthigen Herbstmorgen ab, und kamen gegen

Mittag in die Einsiedeley; ein kleines, aber zierliches und niedlich eingerichtetes Häuschen. Die Ebne, in der es lag, umkränzte auf allen Seiten ein prächtiges Gehölz; und dessen Saum umschlang ein schiffbarer Strom. Diese romantische Gegend entzückte mich. Die anziehende Unterhaltung meines Oheims, eine Piketparthie, eine kurze Lektüre in einigen gewählten Büchern, und so flog der Abend angenehm dahin. Am Ende desselben erstaunte ich, Agathens Geschwäz nicht vermißt zu haben. Ich legte mich nieder, ohne eben an die, auf der Terrasse zugebrachten Nächte zu denken; ja, ich bekenne es, selbst ohne nach der Leyer zu sehen.

Diese fantastische, nahrungslose Leidenschaft, war allmählig erkaltet; bisweilen erlaubte ich mir sogar zu denken: jenes nächtliche Abentheuer zu Neapel, könne doch einen sehr natürlichen, seiner Zeit sich erklärenden Grund haben. Mein Oheim war an sich so schwergläubig, daß ich es nicht gewagt hätte, mit ihm von meiner Sylphide zu sprechen. Sie erschien nicht. Nirgend ein Zeichen ihres Daseyns! Ich selbst, beschämt meine Imaginazion dieser Chimäre hingegeben zu haben, mühte mich, sie aus meinem Andenken zu verbannen.

17.

Am andern Morgen zogen wir mit Tages-Anbruch aus; mit unsern Hunden, unsern Flinten, und ich den Korb mit etwas kaltem Braten und einigen Bouteillen Burgunder auf dem Rücken. Unsre Jagd war glücklich, und als wir speisen wollten, führte mich mein Oheim in die anmuthigste Gegend; auf eine Wiese, am sanften Abhange des Flusses, umgeben von alten, dem üppigen Wuchs der Natur überlassenen Bäumen. Der dichte Wald gewährte herrlichen Schatten, und das gegenseitige Ufer des Flusses zeigte eine reiche, fruchtbare, von Dörfern besäete Landschaft.

Wir blieben mehrere Tage in unsrer angenehmen Einsamkeit. Aber ein eigner Bothe benachrichtigte meinen Oheim von der Ankunft des Gouverneurs der Provinz auf unserm Schlosse, und daß er ihn über wichtige Angelegenheiten sprechen wolle. Ich eilte diesen Bothen, einen Diener meines Oheims, zu befragen, ob Demoisell Agathe Delmont noch dort sey? Ich erfuhr, sie sey Tags vorher von ihrem Vater abgeholt worden, und sehr vergnügt wieder in eine kleine Provinzstadt abgereißt, den Wohnort ihrer Aeltern.

Nun hatte ich keine Lust mehr, meinen Oheim zu begleiten, und leicht bewilligte er mir die Erlaubniß, auf der Einsiedeley zu bleiben, indeß er seinen Besuch empfieng. Meine Absicht war, meine Zeit zwischen der Jagd, dem Spaziergang und den Büchern zu theilen.

Während ich Agathen den Hof machte, hatte ich alle meine Studien gänzlich vernachlässigt; ich wollte sie wieder fortsetzen.

Ingeheim verdroß mich vielleicht auch ihre Abreise, und daß ich die Stimmung dieses jungen, hübschen Mädchens nicht besser zu Beendigung meines kleinen Romans benuzt hatte.

Ich wollte diese Idee zerstreuen, die meine Vernunft verdammte; am nächsten Morgen, da ich allein war, wollt' ich nach einer sehr glücklichen Jagd, das Lieblings-Plätzchen meines Oheims besuchen, um auszuruhen und meine Provision zu verzehren. Ueber Wurzeln und durch Dornen, drang ich auf einem unbesuchten Fußsteige zu diesen bezaubernden Ort; beym Austritt aus dem Gehölze hörte ich mit Erstaunen eine sanfte melodische Stimme; es war ein junges weibliches Wesen, deren Gesicht ich nicht sehen konnte und die am Fuße eines Baumes saß. Sie sang ein altes, unter dem Burgundischen Landleuten ziemlich gewöhnliches Lied;

das

das ich oft als Kind gehört hatte. Aber der Geschmack ihres Vortrags, die Harmonie ihres Organs entzückten mich.

Mein Geräusch im Nahen zwang die Unbekannte sich zu wenden, und unbeweglich blieb ich einige Zeit beym Anblick so vieler Anmuth, so vieler Reize. Das junge Mädchen war einfach gekleidet, wie die Burgundischen Bäuerinnen. Indeß die Zierlichkeit und Reinlichkeit ihres Anzugs, ihre schöne weiße Wäsche, ihr Anstand, flößten mir Ehrfurcht ein, und ließen ahnen, sie sey nicht, was sie zu seyn scheine.

Sie stand bey meiner Erscheinung auf, und ihre Figur, die Agathens Gestalt durchaus nicht glich, entzückte mich weit mehr; oder machte vielmehr einen ganz andern, mit Ehrfurcht vermischten, exaltirten Eindruck auf mich. In ihrer Haltung, ihrem Blick lag etwas unbeschreiblich Hinreißendes, Himmlisches. Ihre schönen Himmelblauen Augen strahlten Geist und Sittigkeit. — Sie war zugleich edel und anmuthvoll. Agathe, die mir so artig, so verführerisch erschien, hätte, so dacht' ich nun, die Vergleichung nicht aushalten können, mit dem Wesen, das ich mit Bewunderung und tiefer Bewegung anstaunte. —

Verzeihung, daß ich Sie unterbreche! — So begann ich im Nahen.

Sie verbeugte sich schweigend und erröthend, und sezte eine Arbeit fort, die sie am Fuße des Baums zurückgelaßen hatte; es waren Spizen auf einem kleinen Küßen gewirkt.

Ich wollte ein Gespräch mit ihr beginnen; ich bezeugte ihr mein Erstaunen, eine so schöne Person allein an einem so einsamen Orte zu finden; und bat sie um Nachricht: Woher sie käme? „Ich bin, erwiederte sie, die Tochter „eines alten Pachters von Lizai, einem Dorfe „jenseits des Flußes. Ich liebe diese Stelle, „und kam schon öfters hieher mit meiner Arbeit. „Meine Brüder hatten in dieser Gegend zu thun; „Sie haben mich in ihrem Nachen hieher ge„bracht, und ich erwarte sie.“

Ich verlangte ihren Nahmen. Sie sagte mir, sie heiße Alix Roußeau und ließ das Gespräch abermals fallen. Unerklärbar war mir meine unwillkührliche Ehrfurcht und Verlegenheit; sie hinderte mich, mit ihr, wie mit einer andern hübschen Bäuerinn zu sprechen. Indeß bezeichnete ich ihr mein Erstaunen, daß sie mit so vielen Reizen sich zu einer mühvollen, und abgeschiedenen Lebensweise verurtheile. Sie unterbrach mich: „Das Glück eines geliebten

„Va-

„Vaters und meiner Brüder, reicht zu dem mei„nigen hin.“

Mit Feuer drückte ich ihr meine Achtung vor so vielen Reizen und Tugenden aus. Ich betheuerte ihr, und es war Wahrheit, noch kein weibliches Wesen habe diesen Eindruck auf mich gemacht. Und Ihre Seele — sezte ich mit Wärme hinzu — scheint mir eben so edel! Schöne Alix, ists möglich! das Geschick hat Sie in eine so niedre Lage versezt? — So sprach ich — trat näher, und wollte ihre Hand ergreifen, die sie zurück zog. Reizende Alix! laßen Sie mir die Hoffnung des Wiedersehens; die Hoffnung vielleicht Ihre Lage zu ändern, und Sie in eine unabhängigere, Ihrer Vorzüge würdigere Lage zu versezen. — Hier hielt ich innen; beschämt, daß ich beym ersten Sehen mich so weit gewagt hatte; eh' sie sogar noch wußte, wer ich sey. Mein Zustand war unbeschreibbar; mein Herz, wie von einer unwiderstehlichen, mir unbegreiflichen Macht ergriffen, und weiter fortgerißen, als ich wollte. Schon konnte ich den Gedanken nicht ertragen, dieses bezaubernde Wesen nicht wieder sehen zu sollen.

Sie antwortete mir sanft, aber zart und mit Würde; sie dankte mir für alles, was ich ihr schmeichelhaftes sagte; versicherte mich, sie

sey

sey mit ihrer Lage zufrieden, und wünsche keine Aenderung. Mit einfacher Beredsamkeit schilderte sie mir das ruhige Glück, das sie genieße; die Liebe zu ihrem Vater und seinen Schmerz, wenn sie ihn verlassen, oder seiner Zärtlichkeit sich unwürdig machen sollte. „Ich „will glauben, Herr Graf," setzte sie mit sittiger Würde hinzu, „daß Sie Ihre Anträge nicht „überlegt haben; nicht die Absicht hatten, ein „armes, junges, unbekanntes Mädchen zu beleidigen; aber warum mir diese Anträge, die „so leicht meine Vernunft verirren, und mich „sehr unglücklich machen würden? Warum sa„gen Sie mir, die Sie zum erstenmahl sehen: „was sie vorige Woche der Demoisell Agathe „Delmont sagten? Herr Graf! wären Sie „wohl einer jener Männer, die, wie man sagt, „mit dem Glücke der armen Mädchen spielen, „die schwach genug sind, Ihnen zu glauben? „dann täuscht ihre Physiognomie, und Sie wä„ren das gefährlichste Wesen."

Ihre schönen Augen waren naß; ihre Stimme zitterte; sie schwieg. Auch ich schwieg; alles was ich hörte, sezte mich in Erstaunen. Alix Rousseau, Tochter eines Pachters von Lizai, deren Nahmen ich zum erstenmahl hörte, die ich zum erstenmahl sah; Alix kannte mich, sie wußte meine

meine Gedanken, meine Beziehungen mit Agathen!

Wer war denn also dieses unbegreifliche Wesen, die so kräftig und gefühlvoll die erhabene Sprache der Tugend sprach?

Ich weiß nicht, welche sonderbaren Ideen in meinem Kopfe sich durchkreuzten; aber ich blieb reglos vor ihr; fürchtete, irgend eine Bewegung zu machen, irgend ein Wort auszusprechen, das sie erzürnen und entfernen möchte. Mein Auge blieb auf sie geheftet, und sie errieth wohl die Regungen meines Gemüths.

„Habe ich Sie beleidigt, Herr Graf?" sprach sie, und reichte mir ihre schöne Hand. „Warum schweigen Sie?"

Der Ton, mit dem sie diese Worte aussprach, war so mild, so freundlich, und drang mir tief ins Herz! Ich ergriff ihre Hand; ich wagt' es nicht, sie zu meinem Mund zu führen; aber ich drückte sie an mein Herz, dessen Pochen sie hören mußte.

Sie — erwiederte ich zitternd, — Sie, die ich nicht zu nennen weiß; Sie, die ich gleich einer Gottheit verehre und anbete, sagen Sie mir: Wer sind Sie? Sie, die in meinem Herzen lesen; wissen, was es glauben, was es hof-

hoffen darf! — Ist es Irrthum; so bin ich sehr unglücklich.

„Ich begreife Sie nicht;“ versezte sie lächelnd; „ich habe Ihnen gesagt, ich sey ein „armes, einfaches Mädchen, die gerne Ihre „Freundinn seyn möchte, und es Ihnen be„weißt, indem sie Wahrheit sagt. Einst wer„den Sie vielleicht erfahren, wie ich über Ihre „Angelegenheiten unterrichtet worden bin. Mein „Schicksal kann mich Ihnen wieder nähern; „aber sehe ich Sie nicht mehr, so bitte ich den „Himmel, Sie zu seegnen, und zu beschüzen. „Die arme Alix wird Ihnen immer für Ihre „Aufmerksamkeit Dank wissen, und sich deren „stets mit Liebe erinnern.“

18.

Im nämlichen Augenblicke sah ich einen Nachen dem Ufer nahen, den drey Jünglinge regierten. Alix verließ mich sogleich, machte mir mit der Hand noch ein Abschiedszeichen, und die Ruderer entfernten sich schnell mit ihr. Ich blieb unbeweglich. Einen Augenblick später kränkte mich's, daß ich sie ruhig abreisen ließ. Ich stieg ans Ufer hinab, lief demselben entlang, und erblickte endlich den Nachen, den eine Krümmung des Flusses meinem Anblicke

ent-

entzogen hatte. Ich sah Alix am andern Ufer aussteigen und in ein gerade über liegendes Gehölz gehen. Ich verfolgte das Ufer so lang ich konnte; ich hoffte eine Brücke, einen Kahn, oder eine Furth zu finden; mindstens Jemand zu treffen, der mir die Lage des Dorfs Lizai bezeichnen könnte; alle meine Forschungen waren fruchtlos. Höchst ermüdet kam ich zurück, voll Verdruß, weder von Lizai, noch von Alix Rousseau etwas gehört zu haben. Troz der Müde meines Körpers und Geists, konnt' ich weder ruhen, noch essen, ehe ich die alte Schloßwärterinn über das Dorf Lizai befragt hatte. Doch ihr Stumpfsinn entzog mir bald alle Hoffnung einer Entdeckung.

Sie hatte nie von einem solchen Orte reden hören; wahr ist's, sie kannte das andre Ufer des Flusses wenig. Burgund ist eine große Provinz; vielleicht gab es ein Dorf dieses Namens, vielleicht auch nicht. — Endlich erfuhr ich nur, wo ich eine Brücke finden könne. Das jenseitige Ufer war für mich das Paradies; und ich erwartete den kommenden Tag mit marternder Unruhe.

Ich gieng sehr früh aus und über den Fluß. Ich suche, ich frage; — Rennen, Fragen, Forschen, alles versucht' ich; alles vergebens! —

Man

Man wußte nichts von einem Dorfe Lizai; nichts von einer Alix Rousseau; Niemand kannte etwas ähnliches. Ich war dem Wahnsinne nah. War es ein Fantom, das ich gesehen hatte? War es vielleicht meine Sylphide? Bald begann ich wieder daran zu glauben. Die Gestalt der schönen Alix hatte nichts Bäurisches, ja selbst nichts Irdisches. Ich gab mich dieser schönen Täuschung hin. —

19.

Die Rückkunst meines Oheims endete meine Wanderungen; ich verlohr alle Hoffnung, dieses Geheimniß zu enthüllen. Aber die himmlische Gestalt, die ich erblickt hatte, war tief, unauslöschlich, in mein Herz gegraben. Mein Oheim sprach von Agathens Abreise, von ihrer nahen Vermählung. Kaum hörte ich ihm zu. Diese Lebensepisode war gänzlich verlöscht; und bewieß mir, daß es Liebschaften giebt, die nicht ins Innre dringen.

Ich reißte mit meinem Oheim nach Paris. Seine Unterhaltung, für mich ehemals so anziehend, begann ein so eingenommenes Gemüth, als das meine, zu ermüden. Indeß, seine Güte für mich, entriß mich gewaltsam meiner Zerstreuung und meinen Träumen. — Er bestimmte mir

mir ansehnliche Unterhaltungsgelder; er verlangte auch, daß ich mich in jedem Geldbedürfen an ihn wenden möchte. Er gab mir ein Zimmer in seinem Hauße, das ich als das meinige betrachten sollte. Das Hotel, das mein Oheim zu Paris bewohnte, und in das er mich einführte, hieß das Hotel von Zelve, und gehörte seiner Tochter; aber sie hatte ihn gebeten, das Hauß nicht zu verlaßen, und er bewohnte es seit ihrer Vermählung.

Die Lieblings-Idee meines Oheims war, seine ganze Familie um sich zu sammlen. Und dazu war dieses weitläuftige Hauß sehr geschickt. Das Hauptgebäude bewohnte er selbst; und mit ihm, sollten es meine Aeltern bewohnen, die er bald zurück erwartete. Eine Reihe prächtiger Zimmer, die einen Flügel in den Garten hinein bildeten, war für meine Kousine, und ihren künftigen Gatten, den Herzog von Vintimille, bestimmt. Mir gab mein Oheim die Zimmer im zweyten Stock des andern Flügels. Die unteren Zimmer waren verschloßen, und unbewohnt geblieben, seit dem Tode seiner intereßanten, von ihm so beweinten, Gattin. Oft sagte er mir, daß, wenn ich mich mit einer der Familie würdigen Person vermählen würde, so sollten diese Zimmer ihre Wohnung werden.

Aber

Aber — setzte er hinzu — deine Gattin müßte sehr liebenswürdig seyn, um mich zu bestimmen, sie in Zimmern zu besuchen, die mich an so manches aus der Vergangenheit erinnern.

20.

Mein Oheim hatte mir durch die Aufnahme bey ihm eine große Wohlthat erzeigt, und zu all' diesen Beweißen seiner Güte, fügte er noch die zartesten und wohlwollendesten Rathschläge hinzu: „Karl, sprach er, Du trittst in „eine für Dich neue, gefährliche Welt. Wohl „erinnere ich mich der Zeit deines Alters; ich „verspreche Dir Nachsicht für alle jugendliche „Thorheiten, zu denen Mangel an Erfahrung und „übles Beyspiel so leicht hinziehen; aber ich fo„dere auch, daß Deine Rechtlichkeit, Deine „Ehre, unverlezt bleibe. Vorzüglich laß nie „mich — oder irgend Jemand an der Güte „Deines Herzens zweifeln.“

Ich umarmte meinen Oheim, ich versprach ihn zum Muster und Leiter zu nehmen, und dann beschwor ich ihn, mich sogleich in das Kloster meiner Kousine zu führen. Er bewilligte es. Sie war nur Kostgängerinn; hatte also eine Wohnung außer der Klausur. Wir wurden eingeführt. Sie kam uns mit Zeichen

der

der Freude entgegen, umarmte ihren Vater, reichte mir die Hand, nannte mich ihren lieben Vetter, versicherte, daß sie mich sehr gut wieder kenne, und daß ich, den Wuchs ausgenommen, noch immer der kleine Karl sey. Dies war nicht bey mir der Fall; ich erkannte kaum die kleine Adelheid wieder. Sie war sehr groß, stark, hatte regelmäßige Züge, und eine sanfte, angenehme Gesichtsbildung. Aber in dieser, etwas kolossalen Gestalt, weckte nichts die Erinnerung an das mit mir erzogene leichte, bewegliche Kind, Gefährtinn aller meiner Spiele und Wanderungen, in denen sie oft mich zurückließ.

Sie war noch in großer Trauer, und sprach von ihrem verstorbenen Gemahl, den Prinzen von Zelve, mit Empfindung und Dankbarkeit. Er hatte ihr sein ganzes unermeßliches Vermögen hinterlassen. Sie sprach auch vom Herzog von Vintinille, lobte ihn, und wünschte mir ihn vorzustellen. Für Sie, Karl, sagte sie, darf diese künftige Verbindung kein Geheimniß seyn, obgleich nur mein Vater davon weiß. — In diesem Augenblicke hörten wir einen Wagen in den Hof rollen. Man kündete den Herzog an, und er erschien.

Er küßte Adelheids Hand zärtlich, grüßte meinen Oheim ehrerbiethig, und bat mich höf-

lich um meine Freundschaft. Er war wohlgestaltet; besaß viel feinen Weltton, und ich erklärte mir Adelheids Neigung. — Er käme — so erzählte er uns traurend — um einige Monate von seiner Freundinn Abschied zu nehmen; Monate die sich für ihn zum Jahrhundert ausdehnen würden. Der König übertrug ihm ein Geschäft in Italien; doch er hoffte, der Augenblick seiner Rückkunft werde auch der seines Glücks seyn. Mein Oheim erinnerte ihn, Adelheit wollte sich erst nach drey Jahren vermählen, und kaum sey das erste ihres Wittwenstandes verflossen. Ich verband meine Bitte mit der seinen, diese Frist abzukürzen. Sie weigerte sich, doch nur schwach, und wir überließen ihm, seine Sache zu verfechten.

21.

Im Wagen sagte ich meinem Oheim, wie liebenswürdig ich den Herzog finde. Gut, erwiederte er; doch kann ich ihm nicht verzeihen, daß er die Plane meines künftigen Glücks zerstöhrte. Ich bin untröstlich, daß Du nicht mein Sohn wirst. Seine Güte rührte mich; aber im Grund dachte und empfand ich ganz anders, als er; und wußte dem Herzog von Vintimille Dank, mir durch seine Verbindung mit meiner

Kou-

Kousine die traurige Nothwendigkeit erspart zu haben, entweder sie zu heurathen, oder meinem Oheim zu misfallen. Reizend war Adelheit in mancher Rücksicht allerdings, aber diese Reize hatten für mich nichts anziehendes; sie war weit entfernt, dem Ideal einer Sylphide zu entsprechen, oder der schlanken lieblichen Alix zu gleichen. Der empfangene tiefe Eindruck erkältete mich; ich blieb gleichgültig. Indeß sollte ich bald täglich die bezauberndsten und hinreissendesten Weiber sehen. Mein Oheim stellte mich allen seinen Bekannten vor; ich wurde in die glänzendsten Cirkel aufgenommen. Zunächst verschaffte er mir die Bekanntschaft des Grafen von Valmont, und des Marquis d'Orsigni, zwey seiner vertrautesten Freunde, zwar jünger als er, doch mir desto angenehmer. Valmont war ein Mann vom Mittelalter; er wußte die Thätigkeit des braven Offiziers mit den friedlichen Geschäften des Gelehrten zu verbinden. D'Orsigni, viel jünger, zeichnete sich durch sanfte Sitten und sittlich rechtliches Betragen aus.

Doch ihr gediegenes Verdienst wurde bey mir bald durch die glänzenden Eigenschaften und Annehmlichkeiten des Chevalier Milfort verdunkelt, des Manns nach der Mode, in allen Gesellschaften von gutem Tone. Er hatte eine

angenehme Haltung, kleidete sich einfach, aber mit Geschmack. Sein Aeußeres und sein Benehmen, zogen alle Blicke auf ihn, und schienen ihm die Achtung aller seiner Umgebungen zuzuziehen; denn er sprach immer in Epigrammen. Seine Miene war immer höhnend, und spottend, und er ermangelte nicht, alle Personen lächerlich zu machen, die das Unglück hatten, ihm zu mißfallen. Die Geliebte des Augenblicks wurde auch von da an die herrschende Schönheit, und indeß war in seiner Verehrung immer ein gewißer spottender Scherz. Der Gegenstand derselben erhielt vielleicht über ihn keinen vollständigen Sieg; aber diejenige, welche er stets gleichgültig behandelte, konnte sich von einer solchen Schmach nie erheben. Stets hatte er die Launen der Koketterie besiegt; er war gesucht, gefürchtet, bewundert wegen der Herrschaft über die Moden und Meinungen der jungen Leute, die ihm nachäfften. Er besaß wirkliche Talente und Kenntnisse, die ihm, selbst bey den Ernstesten, Achtung errangen, und man glaubte, ihn zu großen Stellen bestimmt. Er hatte sich im Heere ausgezeichnet; er schrieb mit Leichtigkeit, und in einem originellen Stile. Er spielte hoch; bald war er sehr glücklich gewesen, bald hatte er ungeheure Summen

ver-

verlohren; aber er hatte sich aus diesem Glückswechsel mit der liebenswürdigen Gleichgültigkeit eines schönen Spielers gezogen. Endlich, so war er auch wegen drey bis vier Liebesabentheuern mit Damen vom ersten Range berühmt.

Dieß war der Phönix, der mich erstaunte und entzückte. Ich wurde noch mehr bezaubert, als er mich auszuzeichnen schien; er behandelte mich mit seltner Vorliebe, und ich wünschte mir zu seinen freundlichen Gesinnungen Glück. Seine boshaften Satyren zeigten mir die Gefahr, sein Feind zu seyn, und gewöhnten mich, ihn zu fürchten, und seine Ueberlegenheit anzuerkennen.

Milforts Protekzion, ein einnehmendes Betragen, ein angenehmes Aeußere, gewährten mir in unsern Cirkeln den nächsten Plaz nach ihm. Nur Eins war meinen Fortschritten in der Modelaufbahn nachtheilig. Ich hatte kein Liebesabentheuer, und Milfort wiederholte mir immer, ich hätte deren schon ein Duzend haben sollen. Aber mein Kopf war noch voll von Alix und Alize; die reizende Bäuerinn hatte meine Schwärmereyen von der Sylphide wieder aufgeregt. Unwillkührlich verknüpften sich jene beyde Erscheinungen; sie flossen für mich in Eins züsammen; selbst die Aehnlichkeit ihrer Nahmen trug dazu bey. Der Medaillon,

in dem ich ein A. von Haaren gebildet sah, die an Farbe den Haaren der schönen Alix zu gleichen schienen, verließ mich nie, und mein, von diesen doppelten Gefühlen bewegtes Herz, blieb kalt gegen alle Weiber.

Der Chevalier Milfort machte mir darüber unaufhörlich Vorwürfe; ich wich, so gut ich konnte, seinen Fragen und Vermuthungen aus; ich fürchtete den beißenden Spott, wenn er mich hätte argwohnen können, so romantisch zu seyn — dies war sein Lieblingsausdruck — eine sinnlose Täuschung über ein idealisches Wesen zu nähren, und eine geheime Leidenschaft für ein andres, vielleicht eben so fantastisches Wesen, das nur auf einen Augenblick mir erschienen war, alle Gefühle meines Herzens verschlang und mich rastlos verfolgte. Ich kämpfte stets mit dieser Thorheit, denn so nannte ich selbst meine Empfindung für zwey unbekannte Wesen, die ich wohl nie wieder sehen würde. Hie und da mischte sich auch Rückerinnerung an die verführerische Agathe mit ein.

21.

Ich wollte gewaltsam mich zerstreuen; ich versuchte es, mich in das Geräusch der Welt zu stürzen; dieß gelang mir halb, aber es war auch gefährlich. Ich hatte Neigung zum Spiel.

Ein

Ein solcher Hang muß nothwendig zur Leidenschaft werden, wenn man, wie ich, so oft unwiderstehlichen Versuchungen ausgesezt ist. Ich hatte mit einem bedeutenden Verluste begonnen. Mein Oheim erfuhr es, und zahlte großmüthig meine Schuld. Aber damals drang mich die Unruhe meines Gemüths mehr als je, Zerstreuung zu suchen, und von neuem flüchtete ich zu diesem gefährlichen Zeitvertreib. Ich hoffte dieses so schickliche und moderne Benehmen: seine Zeit damit zu tödten, daß man sich, oder andere zu Grunde richtet, würde bey Milfort meine Gleichgültigkeit entschuldigen. Denn das Spiel, vielleicht zu oft die einzige Leidenschaft des Alters, ringt bey der Jugend oft mit der Liebe um den Vorrang.

Aber Milfort ließ sich nicht täuschen. Täglich wiederholte er mir: in meinem Alter und bey meiner Bildung, könne ich mich nicht aufs Spiel beschränken. Er drang aufs heftigste in mich, ihm meine geheime Leidenschaft und den Namen meiner Geliebten zu entdecken. Er nannte mich den Seladon des Jahrhunderts, und überließ sich der glänzenden Laune seiner Imaginazion, um zehntausend Portraits der Italienischen Herzoginnen, oder Rußischen Prinzessinnen, zu entwerfen, wovon eine, nach seiner

ner Einbildung, mich auf meinen Reisen gefesselt habe, und meine wundervolle, rührende Treue bewahre.

Endlich riß mich seine Verfolgung hin; vielleicht hatte auch die Zerstreuung der großen Welt schon gewirkt.

Er hatte mich zu Soupers und Lustpartbieen bey den Schauspielerinnen, Tänzerinnen und berühmtesten Bajaderen geführt. Bald zeichnete ich Eleonoren aus. Nie wurde Lais mehr wegen der vollendesten Einigung aller Reize und Anmuth bewundert. Sie verband damit tausend kleine Talente; ihr Geist war gebildet, und heitre Laune erhob ihn noch mehr. Schriftsteller, Gelehrte suchten ihre Gesellschaft, und warben um ihre Gunst.

Ich wagte es nicht, einem so verführerischen Wesen zu widerstehen. Auch sie schien mich auszuzeichnen. Es schmeichelte meiner Eitelkeit, sie dem Hof, der sie umgab, ihren Anbetern jedes Alters und Standes, Ministern, Prinzen, Stuzern, Finanzmännern zu entreißen, und mit jugendlicher Unbesonnenheit erklärte ich sie öffentlich für meine Geliebte. Anfangs dacht' ich, indem ich meine Eitelkeit und meine Imaginazion befriedige, mein Herz gegen allen Eindruck bewahren zu können; doch bald gewahrt' ich, daß

die Verführungskünste dieses Mädchens, ohne wahre Liebe, hinreichten, mich zu fesseln.

Das Glück schien mich auf allen Seiten zu Grund richten zu wollen. Ich hatte im Spiele viel verlohren; ich war Milfort noch dreytausend Louisd'or schuldig, der geringere Schulden für mich bezahlt hatte. In dieser verzweifelten Lage, waren meine Angelegenheiten, als mich einst mein Oheim bey Seite zog und mir sagte: „Lieber Karl! Keine Vorwürfe! Ich weiß, du „unterhältst ein Mädchen; zwar hätte ich ge„wünscht, dich von dieser Thorheit frey zu se„hen, aber sie befremdet mich nicht. Ja, ich „bekenne dir, dieß ist mir mindstens angeneh„mer, als hättest du, dem Zeit-Geiste gemäß, „die Gattin eines Freundes verführt, oder die „Ruhe einer rechtlichen Familie gestöhrt. — „Nur Eins fordre ich: Ist dein Rausch vor„über, so verlaße Leonoren; bis dahin behandle „sie großmüthig, aber hüte dich vor Thorheiten, „denn die Lage meiner Umstände ist so, daß ich „dich unter einigen Monaten nicht unterstü„zen kann. Sey gefällig, artig, gegen deine „Geliebte; aber mögen die Künste eines Freu„den-Mädchens nicht dein Herz unempfänglich „machen für die edle, reine Liebe für ein „achtungswerthes Weib!“

22.

Die ernstesten Vorwürfe hätten minder mich getroffen, als die rührende Güte meines Oheims. Es war mir unmöglich, ihm zu antworten. Aber ich verließ ihn bang und mit tiefem Dankgefühle. Seine Lehren hatten mich mir selbst wieder gegeben. Ich sah die Gefahr der Intriken, in die ich verwickelt worden war, und es empörte mich, der Sklave dieses Mädchens geworden zu seyn, indeß mein Herz einer andern gehörte.

Doch nicht bey diesen innern Vorwürfen blieb ich stehen; ich beschloß, mich unmerklich von Leonoren zu entfernen. Ich wollte schonend ihr meinen neuen Plan mittheilen; fest war mein Entschluß. Ich gieng augenblicklich zu ihr. Ich fand sie in Thränen. Ich hörte mit Betrübniß, daß sie wegen einer Schuld, von 2000 Louisd'ors verhaftet werden sollte, wenn ich nicht diese Summe bis zum andern Morgen verschaffte.

Sie bewieß mir deutlich, daß sie nur meinem Willen, oder doch meiner Erlaubniß gemäß, den Aufwand jener schuldigen Summen gemacht habe, an dem ich selbst Theil genommen hatte. Ihre Thränen sezten mich in Verzweiflung; ihre Fordrung war gerecht. Ich beruhigte sie; ich klagte nur mich an, und versicherte

sie,

sie, ich würde edelmüthig gegen sie handeln, wenn sie schon selbst fühlen müße, unsre Verbindung könne länger nicht dauern. Ich verließ sie, ohne ihre Antwort zu erwarten. Meine einzige Hoffnung ruhte auf dem Chevalier Milfort, der bisweilen reich war. Ich beruhigte mich durch die Idee, er würde mich unterstüzen, und diese Schuld zu den ältern fügend, die Zahlung erwarten, wenn mein Oheim sie leisten könne. Ich beschloß, einige Monate besonnener zu leben, um auf solche Opfer Anspruch zu haben.

Ich lief also getrost zu dem Chevalier. Er stund sogleich auf und umarmte mich. „Lieber Karl, „sprach er, Sie kommen wie geruffen, mit innigem Verlangen sehnte ich mich nach Ihnen, „Ihre Gerechtigkeit, Ihre Freundschaft nur kann „mich retten. Ich bin zu Grund gerichtet; ich „verlohr in der lezten Nacht ungeheure Summen, und meine Glücksumstände sind zerrüttet; „kurz, ich muß den Dienst und Frankreich verlassen, wenn Sie mir nicht die 3000 schuldigen Louisd'ors bezahlen. Uberdieß, warum sollte „ich nicht darauf dringen? Wir wißen, Sie „besizen in Ihrem Oheim eine wahre Goldmine.“

Da

Da stand ich, vernichtet! Doch mein natürlicher Stolz gab mir den Muth, meine Bewegung zu verbergen; mit der Ruhe der Verzweiflung versicherte ich ihn, er werde in zwey Tagen sein Geld erhalten.

Ich gieng — ohne zu wißen wohin? Mein Kopf glühte; mein Blut war erstarrt. Welchen Entschluß sollte ich faßen? Es war sehr kalt; Es war Nachmittag, und noch irrte ich lange in den Straßen. Ich wagte nicht, nach Hauße zu gehen; ich speißte bey einem erbärmlichen Trakteur in einer entlegenen Gegend. Dann begann ich mein Umherschweifen wieder, und endlich beschloß ich, zu der Güte meines Oheims zu flüchten. Ich wußte es, der Augenblick war übel gewählt. Er selbst hatte mir eröffnet, daß er jezt ohne Geld war. Ich wußte, er hatte in Burgund bedeutende Güter gekauft; er ließ sogar dort bauen. Aber die Noth preßte mich unwiderstehlich. Ich wollte ihn, wenn er mir das Geld verschaffen könnte, um Erlaubniß bitten, Paris zu verlassen, bis ich klüger geworden wäre. Ich fand mich nach meinem Entschluß ruhiger, und gieng nach Hause, um auf der Stelle mit dem Marschall zu sprechen. Doch der Sturm meiner Seele schien sich zu legen, als ich hörte, daß ein dringendes Geschäft meinen

Oheim

Oheim nach Versailles gerufen habe, und er heute nicht zurückkommen würde. Ich athmete freyer. Es war der Abend vor dem Tage, den ich Leonorens Gläubigern bestimmt hatte. Ich hatte also noch einige Zeit, und strebte vergebens, mich durch die Erinnerung an den Edelmuth meines Oheims zu beruhigen.

23.

Mein Undank, und Schaam über meine Thorheiten zerschmetterten mich. Ich schickte meinen Diener fort, und warf mich, mehr aus Ungeduld, als in der Hoffnung, Schlaf zu finden, aufs Bett.

Der Schlaf floh mich. Es war sehr spät. Mein Licht verlöschte. Die tiefe Finsterniß erhöhte noch meine schwarzen Vorstellungen. Ich war wach und wälzte mich quaalvoll herum. — Plötzlich schien mein Zimmer erleuchtet, wie am hellen Tage. Ich riß meine Vorhänge auf und erblickte das blendende Licht einer Menge Wandleuchter, an Blumenketten hangend. Mitten in dieser wundervollen Erscheinung, zeigte sich das schönste Wesen, das die Imaginazion zu schaffen vermochte. Es war ein Weib, Alix Zug für Zug ähnlich. Ein Rosenkranz umschlang ihr schönes wallendes Haar, und ihr weißes

Ge-

Gewand umgab ein Gürtel von den nämlichen Blumen.

Mit himmlischem Lächeln sprach sie: „Karl, „ich bin Alize, Deine beste Freundinn; ich „kenne Deinen Harm und komme ihn zu en„den.“ — Sie warf eine schwere Börse auf den Boden. — „Hier,“ fuhr sie fort, „ist, „was Du zu Zahlung Deiner Schulden be„darfst. Zahle den Chevalier, erfülle Deine „Verpflichtungen gegen Leonoren; aber zerreiße „Deine enge Verbindung mit beyden. Sie sind „dessen unwürdig. Gieb Dich künftig edleren „Beschäftigungen hin, und sie werden Dir für „Dein ganzes Leben nüzlich seyn. Man wird „Dir eine Hofstelle antragen; nimm sie an. „Vergiß nicht, daß Du auf immer meine Freund„schaft verliehren und mich nie wieder sehen „wirst, wenn Du dieses Geld nicht verwendest, „wie ich Dirs vorschrieb.“

24.

Im nämlichen Augenblick verschwand die Erscheinung, die Hangleuchter, die Blumenkränze mit großem Geräusch, und ich befand mich in der vorigen tiefen Nacht. Kaum wagt' ich zu glauben, was ich gesehen hatte; indeß war ich sicher, nicht geträumt zu haben. Ich konnte an-

anfangs meine Thüre nicht finden, und meinen Diener wecken, dessen Zimmer an das meinige stieß. Ich hütete mich wohl, ihm meine Erscheinung zu entdecken; ich schämte mich meiner Leichtgläubigkeit. Ich verlangte Licht und fragte ihn: ob er kein Geräusch gehört habe? — Er verneinte es, und wirklich bezeichneten seine halbgeschlossenen Augen, seine Schlaftrunkenheit, daß er erst von mir erweckt worden war. Ich gieng in mein Zimmer zurück, wollte noch immer an der Wirklichkeit dieser Erscheinung zweifeln, und schalt mich selbst als Träumer; aber die Börse, die ich auf dem Boden fand, und die 5000 Louisd'ors enthielt, war ein unwiderleglicher Beweis. Mein Zimmer schien mir durchaus in dem nämlichen Stand, als da ich mich niederlegte. Es war von den übrigen gesondert, und hieng nur mit dem meines Dieners zusammen. Ich untersuchte alles; ich fand nichts, das eine Oeffnung im Boden, oder die geringste Verrückung an den Gemählden, an den Wänden verrathen hätte.

Wundervoll und unbegreiflich war die Unwahrscheinlichkeit dieses Abentheuers, und doch die entschiedene Wahrheit desselben. Ich konnte die ganze Nacht kaum ein Auge schließen, und am andern Morgen war ich gezwungen, an die

Wirk-

Wirklichkeit zu glauben. Ich war mehr bewegt, als erstaunt; zu lange hatte ich an die Möglichkeit dieser Erscheinungen geglaubt, um an dieser Wirklichkeit zu zweifeln, und ich hatte zu sehr gesehnt, Alizen wieder zu sehen, um über ihr Erscheinen zu erschrecken. Hatte sie Alix Gestalt, als die mir gefälligste, angenommen? Oder, war es meine Sylphide, die mir in Neapel und am Ufer des Flusses erschien? Mehrere Umstände schienen diese Idee zu bestätigen, andere, sie zu entfernen.

Ich hatte Alix Brüder gesehen, und den einfachen Nachen, in dem sie davon fuhr.

All' dieß schien mir ein unlößbares Räthsel; meine Verlegenheit, meine Unruhen nahmen zu. Innig gerührt von der Güte meines Schuzengels, gelobt' ich, ihm zu gehorchen. Doch hoff' ich, künftig werde irgend ein Zufall, oder eine zweyte Erscheinung mir möglich machen, ihr meine Dankbarkeit zu beweißen.

25.

Der Chevalier Milfort und Leonore schienen sehr erstaunt, daß ich so schnell mir Geld verschaft hatte. Ich gieng am andern Morgen sogleich zu ihnen, und eilte, sie vollständig zu befriedigen. Milfort wagt' es nicht, meiner zu

spot-

spotten, als ich ihm durch Darstellung meiner Lage den gebiethrischen Drang bewieß, meine Lebensweise zu ändern. Doch rieth er mir, Leonoren nicht zu verlassen, und schloß damit: es sey übrigens in meiner jezigen Erkaltung nichts auffallendes. Er schlug mir verschiedene Lustpartieen vor; ich wich aus, und wir trennten uns ziemlich freundlich. Doch konnte Milfort sich der, von einem höhnischen Lächeln begleiteten, Bemerkung nicht enthalten, daß ich, bey etwas mehr Weltkenntniß, mich von solchen kleinen und ärmlichen Verlegenheiten nicht so sehr würde niederschlagen laßen.

Leonore weinte heftig, als ich ihr unsre Trennung verkündete; doch als sie die Unbeweglichkeit meines Entschlußes sah, ergab sie sich ruhig, und dieß wußt' ich ihr Dank, welches auch immer ihr Bewegrund seyn mochte.

Am nämlichem Tage lud ich Valmont und d'Orsigni zu Tisch. Mein Oheim schien nach seiner Rückkunft von Versailles sehr erfreut, mich in der Gesellschaft dieser achtungswerthen Männer zu finden. Abends schlug er mir eine geheime Unterredung vor. Er sagte mir: er wolle nie meine Neigungen zwingen; ich könne aber etwas ihm sehr angenehmes thun. Im Hauße eines Prinzen von Geblüt, sey eine ehren

renvolle Stelle offen; der König habe sie ihm für mich angebothen, und er wünsche, ich möchte sie annehmen. Ich gab meinem Oheim den lebhaftesten Dank zu erkennen und erinnerte mich, was in meiner Erscheinung geweißagt worden war. Der Marschall fuhr also fort: „Du „weißt, lieber Neffe, in Frankreich wird eine „Hofstelle allgemein als angenehm für einen „jungen Mann betrachtet. Betrage dich mit „Würde, auf eine ehrenvolle, unabhängige Weise. „Erwirb die Gunst deines Fürsten, durch pünktliche Erfüllung deiner Pflicht; aber bewirb dich „nicht knechtisch darum.“

Ich versicherte meinem Oheim, er sollte nie über unsern Nahmen erröthen, und der Tag meiner Vorstellung ward festgesezt.

Ich trat bald meine Stelle an. Während einiger Zeit verfolgte mich die peinliche Erinnerung meines sonderbaren Abentheuers. Doch die Veränderung des Schauplatzes und mein bewegliches Leben, zwischen Paris und Versailles getheilt, zerstreuten und unterhielten mich. Oft dacht' ich an meine ätherische Freundinn; doch hielt ich diese Idee nicht einzig fest.

Ich hatte das Glück, meinem Fürsten zu gefallen; von den jungen Leuten war ich allgemein geliebt, und selbst die älteren schäzten mich.

Da fiel der Frau von Roseville, einer der reizendsten und leichtsinnigsten Damen am Hofe, ein, mich an ihren Triumphwagen zu fesseln. Sie war Hofdame der Prinzessinn von —. Dienstverhältnisse, und unsre durchaus gleiche Lage, gaben häufig Gelegenheit, uns zu sehen. Ihre originelle Unbesonnenheit gefiel mir. Ich betrachtete sie als ein Kind, und dachte von weitem nicht daran, mich in sie zu verlieben. Doch, sie wußte durch ihr Benehmen mir den Schein eines ihrer Sklaven zu geben. Ihr Reiz war unwiderstehlich. Sie war so schön, so grillenhaft und zugleich so launig, daß man ihren Umgang suchen und seinen Einfluß empfinden mußte.

Doch unter diesem Schein von Leichtsinn und Unbesonnenheit, verbarg sie eine ernstere Leidenschaft, die bisweilen sich ahnen ließ — den Hang zur Intrike und zur Politik. Sie wälzte lieber tausend Projekte in ihrem unruhigen Köpfchen umher, als daß sie die Huldigungen ihres Verstandes und Geistes beachtete. Sie wußte ein Geschäft so leicht zu behandeln, war so überredend, daß ihr meist ihre Unternehmungen gelangen, und man, ohne es zu wissen, hingerissen wurde.

Der Hof, und selbst die Nazion, war in zwey Partheyen getheilt. Herr von —., der

eine bedeutende Staats-Finanzstelle bekleidete, hatte seinen Weg gemacht durch seinen unruhigen, ränkvollen Geist, der alle Moralität verachtete, den kein Hinderniß aufhielt. Seit seiner Erhebung gefiel er den Ministern durch die Kühnheit seiner Entwürfe und seiner Thätigkeit. Aber der alte Adel, unter dem mein Oheim den ersten Rang behauptete, verabscheute ihn. Dieser fürchtete die Plane des Herrn von —, und verachtete seinen Karakter; jener hatte alle junge Leute, die Projektenmacher, und überhaupt alle Glücksritter, für sich. Er war sogar der Liebling mehrerer Damen am Hofe und in Paris, und Fr. v. Roseville war an der Spize seiner Parthey. Für diese wollte sie mich gewinnen, und dadurch auch meinen Oheim mit dahin ziehen, dessen große Zärtlichkeit für mich bekannt war; oder doch wenigstens ihn quälen. Sie wußte, ich bekenn' es, mich durch ihr kindliches Wesen so gut zu täuschen, daß ich lange über ihre Projekte blind war. Ich traute ihr keine tieferen Absichten zu, als, sich zu belustigen, und die Zeit zu tödten. Kurz, eh' sie ihre politischen Angriffe begann, bekannte sie mir, daß sie mich liebe, und ich hatte nicht Stärke des Geistes, nicht Lebensweisheit genug, ihren Reizen zu widerstehen. Wahr ist's, mein

Herz

Herz gehörte immer einer andern; aber wer war der sonderbare Gegenstand meiner Liebe? Ein Fantom, ein fantastisches Wesen, das mich gewiß beschüzte; aber eine andere Welt zu bewohnen schien. Kurz, ich fand Gründe für meine Untreue, und die Erfahrung bestätigte meine Beobachtung: daß die wahren Gefahren der Welt, nicht in der Gewalt großer Leidenschaften über das menschliche Gemüth bestehen; sondern in diesem unvermeidbaren Einfluß kleiner Gegenstände und einer rastlosen Zerstreuung, welche den Geist schwächt, und das Gefühl zerstört.

Den leichten Karakter der Fr. v. Roseville lernte ich bald beurtheilen; denn mit Grund ahnete ich, daß ich nicht der einzige begünstigte Liebhaber sey. Aber nie hatt' ich sie geachtet, und die augenblicklichen Anwandlungen von Eifersucht erhöhten vielmehr ihre Gewalt über mich. War sie abwesend, nie sehnt' ich mich nach ihr, nie vermißte ich sie; aber sah' ich sie, so erlag ich dem Zauber und gehorchte.

Als sie über meine politischen Gesinnungen mich anzugreifen begann, war ich sehr betroffen. Vergebens versucht' ich mich mit einigen Gemeinplätzen zu vertheidigen; ich behauptete, ein schöner Mund müsse nicht von ernsten Geschäften

 spre-

sprechen. Sie erneute ihr Andringen; sie erhob den Herrn v. —, und wollte, daß ich ihn besuche. Aber ich weigerte es aus Achtung gegen meinen Oheim, und aus eigner Empfindung.

26.

Wir waren in der Karnevalszeit. Die ganze Gesellschaft der Fr. v. Roseville hatte sich vereinigt, den Maskenball der Oper zu besuchen. Wir speißten diesen Tag bey ihr, zu Paris, und hier benachrichtigte sie mich: Hr. v. —, würde nach dem Balle uns allen ein Souper geben. Sie hoffe, so erklärte sie, ich würde ihr folgen, und nicht um eines lächerlichen, thörigen Vorurtheils willen, mir dieses Vergnügen versagen. Vergebens war meine Vorstellung — was ich meinem Oheim schulde, wie unschicklich es sey, bey seinem erklärten Feinde zu speißen, den ich nicht einmal kenne. Sie versicherte, wir würden uns nicht demaskiren; Hr. von —, solle selbst mich nicht kennen, und wenn auch die ganze übrige Gesellschaft sich demaskire, könne ich die Maske behalten.

So ausschweifend dieser Plan war, ich willigte doch ungerne ein. Hr. v. Roseville freute sich sehr darüber und gab mir ihre Dankbarkeit auf eine so heitre und liebenswürdige Weise zu

er-

erkennen, daß ich nicht bereute, ihr gehorcht zu haben. Die ganze interessante Umgebung der Fr. v. Roseville speißte bey ihr. Abends verkleideten wir uns aufs kroteskeste. Kaum konnten wir uns selbst erkennen. Gegen andre mußte die große Aehnlichkeit unsrer Kleidung uns noch stärker verbergen; und wir giengen auf den Ball, mit der frohsten Hoffnung des Erfolgs unsrer Verkleidung.

Fr. v. Roseville nahm meinen Arm. Ihre heitre, frohe Laune, belebte mich vollends. Unser Plan war: alle unsre Bekannten zu necken und zu quälen. Dieß gelang ihr mit einem Wiz, der sie noch interessanter machte. Ich bezeigte ihr so eben meine Bewunderung; da zog mich eine Maske in schwarzem Domino, mit himmelblauem Bande auf dem Kopfe, beym Arm und flüsterte mir ins Ohr: Ist es dankbar gegen Ihren Oheim gehandelt, daß Sie bey Herrn v. —, speißen?

Ich fuhr zusammen; die Stimme, ob sie gleich sich zu verstellen suchte, drang in mein Innerstes. Ich will wißen, wer du bist? — sagte ich, mich lebhaft wendend, zu der Maske.

Es fiel mir ein, es könne nur jemand von unsrer Gesellschaft seyn, weil die Einladung zum Souper, nur diesen bekannt war. Ich rief Fr. v. Roseville zu Hülfe: — Ich bat sie, zu ent-

entdecken, wer es seyn könne und ob nicht eines von unsrer Gesellschaft seine Verkleidung gewechselt habe. Sie redete die schwarze Maske mit ihrer gewohnten Lebhaftigkeit an; aber diese nikte mir mit dem Kopfe, gleich einem Bekannten zu, und verbarg sich sogleich im Gedränge. Fr. v. Roseville verfolgte sie; doch glücklicherweise für mich — denn ich bereute schon, sie in die Sache gemischt zu haben — wurde sie von einem ihrer Freunde aufgehalten, den sie gerne necken wollte. Ich überließ sie ihrer muthwilligen Laune, und suchte auf allen Seiten meine Maske. Ein kleiner Schlag auf die Schulter — und ich fand sie hinter mir. Mit unentstellter Stimme sagte sie mir: „Ich sehe, „Sie haben die arme Alix ganz vergeßen;“ Nein, versezte ich; nur mit meinem Tode werd' ich sie vergeßen! — Jezt hab' ich sie wieder gefunden. Und der Himmel sey Zeuge: keine irdische Macht soll uns trennen.

„Wollen Sie mich sehen —“ erwiederte sie —, „so folgen Sie mir.“

Sie verlohr sich in der Menge. Fr. von Roseville hatte meinen Arm verlaßen. Ich dachte gar nicht, daß sie mehr existire, und mit glühender Freude folgte ich der schwarzen Maske. Unglücklicherweise drängten sich einige lärmende

Mas-

Masken zwischen uns; einige Augenblicke glaubte ich sie verlohren zu haben; aber ich drängte mich mitten durch meine Umgebungen, erblickte sie, die mich zu suchen schien, und kam leicht mit ihr aus dem Ball-Saal.

27.

Die Maske führte mich durch eine Nebenthüre, in eine Queerstraße, wo wenig Wägen stunden; ihnen vorüber kam sie an den Schlag einer entfernten Kutsche, wo vier Verlarvte warteten. Sie stieg ein; ich wollte ihr folgen; die Unbekannten hielten mich an, und mahnten mich, ich müße mir die Augen verbinden laßen.

Wie ihr wollt! — war meine Antwort — wenn ich nur dieser Dame folge!

Sie verbanden mir sorglich die Augen, und zwey davon stiegen mit ein. Vermuthlich, damit ich nicht den Weg bemerken sollte, fuhren wir beynah eine Stunde in verschiedenen Theilen der Stadt umher. Ich war wirklich müde, von unsrer Reise und dem tiefen Schweigen der Dame und meiner Gesellschafter; mit grossem Vergnügen hörte ich endlich: wir seyen an Ort und Stelle.

Meine Begleiter führten mich über eine enge Treppe durch mehrere Thüren, und lößten

end-

endlich meine Binde. Ich fand mich in einem schönen Vorzimmer, und hatte das Glück meine kleine Maske zu sehen. Sie eilte in ein Zimmer, und ich folgte ihr. Aber, wie groß war mein Erstaunen, als ich statt der schwarzen Maske, mit himmelblauen Band, Alix, oder Alize fand; verherrlicht durch allen Glanz, den Puz, Anmuth und Eleganz ihren natürlichen Reizen zu verleihen vermochten. Sie saß im Hindergrund eines prächtig meublirten und erleuchteten Zimmers. Zwar galt Fr. v. Roseville als Muster in der Kunst des Puzes; doch hatte ich sie nie halb so geschmackvoll gekleidet gesehen, als dieses himmlische Wesen. Sie spielte auf der Harfe, und um den Zauber zu vollenden, sang sie dazu die Romanze, die ich in dem Burgundischen Wald gehört hatte. Ich stürzte mich zu ihren Füßen; ich rief: „Wer „Du auch bist; ich flehe, verlaß mich nicht mehr! „Bist Du Weib; Dich will ich lieben, mit aller „Gluth der reinsten Liebe! Bist Du ein Engel, „ein höheres Wesen; ich will dich anbeten, will „Dir als Sklave dienen, und nur von der be„glückten Hofnung leben — Dich bisweilen zu „sehen!“

28.

Sie lächelte. Karl, sprach sie, verzeihst Du

mir, daß ich Dich der Frau v. Roseville entriß?

Dir verzeihen? Ach! zu all' Deinen Ansprüchen auf meine Dankbarkeit hast Du noch den höchsten gefügt! „Du willst also, — fuhr „Alix fort, — nicht Deinem Oheim misfallen, „und sein edles Gemüth, durch den Umgang „mit seinen Feinden verwunden?"

Ich versicherte sie, nichts solle künftig mir fremder seyn. Ich verabscheute wirklich die Thorheit, daß ich mich von Frau v. Roseville hatte hinreißen lassen, und suchte ihr zu beweisen, mein Herz habe mindstens keinen Theil daran. Aber ich schilderte ihr lebendig meine unglückliche, sonderbare und räthselhafte Lage; die Zweifel, ja selbst den Wahnsinn, in den mich der geheimnißvolle Schleyer stürze, in den sie sich hülle. Ich beschwor sie, mir zu vertrauen, offen mir zu entdecken: ob sie meine Sylphide sey? „Karl, erwiederte sie, ich bin ein We„sen, das Dich innig liebt; Dich weise und „glücklich sehen möchte, und Dich zu beglücken „hofft. Aber höre mich! hab' ich wirklich Ein„druck auf Dein Herz gemacht? hast Du „Muth, die leichten Eroberungen in der gro„ßen Welt für ein Fantom, für einen Schat„ten aufzugeben, wie ich Dir scheinen muß, —

„so werd' ich Dirs lohnen, wenn es anders „Lohn für Dich ist, daß ich ewig Dir angehö„ren will, und doch der erste Beweis den ich „fodre, ist, daß Du keinen Versuch machst, „mich zu entdecken; dieß Verlangen ist dop„pelt freundschaftlich, denn Deine Versuche wä„ren fruchtlos."

Ich versicherte sie, so schmerzlich auch dieß Opfer sey, die Hoffnung, sie zu fesseln, werde mirs möglich machen. Sie gab mir hierauf mit Anmuth die weisesten Lebensvorschriften, wie die zarteste Vaterliebe sie nur hätte einflößen können. — Ein niedliches Souper wurde von einer Menge verlarvter Diener aufgetragen, und meine Gesellschafterinn unterhielt mich mit aller Grazie und Laune der Fr. v. Roseville und allem Zauber Leonorens.

29.

Sie empfieng den Eid meines Gehorsams; sie wiederholte: ihre Rückkehr hange von diesem Gehorsam ab, und befahl mir hierauf, sie zu verlassen. Meine verlarvten Begleiter erschienen; man verband mir die Augen, und man geleitete mich mit der nämlichen Vorsicht zurück. Als ich in Freyheit war, fand ich mich an der Nebenthüre zum Ballsaale. Meine sonderbaren

Wäch-

Wächter öffneten sie und verschlossen sie wieder hinter mir. Ich versucht' es nicht, ihnen zu folgen; doch ich fürchtete irgend einen Bekannten zu treffen; verließ den Ball und gieng nach Hause. Am andern Morgen empfieng ich einen Brief von Frau von Roseville. Sie wünschte mir sehr ironisch Glück zu der Eroberung der kleinen schwarzen Maske, und dankte mir für die Artigkeit, sie mitten unter dem Gedränge verlassen zu haben. Ich entschuldigte mich in meiner Antwort kalt und höflich; sie bemerkte also leicht, daß ich nicht sehr begierig war, bey ihr wieder in Gunst zu kommen. Einige Zeit erhöhte meine Untreue ihr Verlangen, mich zurückzuführen; doch sie sah, alle ihre Mühe war vergebens, und nach ihrem natürlichen Leichtsinn, vergaß sie mich bald, um sich in neue Eroberungen und Intriken-Projekte zu stürzen.

Unendlich litt' ich durch die Ungewißheit meiner Lage. Mein einziger Trost war das Bestreben, die Güte und Liebe meines Schuzgeists zu verdienen. Ich war überzeugt, sie kannte mein Betragen, und wachte über mich. Ehrfurcht, Achtung und Dankbarkeit hatten meine Leidenschaft so sehr erhöht, daß mir der Gedanke, ohne *sie* zu leben, unerträglich fiel, und nichts auf Erden mich abhalten konnte, mein

Schick-

Schicksal an das ihrige zu ketten, wenn ich das Glück hätte, sie wieder zu finden.

Meine neuen Bekanntschaften, achtungswürdige und verehrte Männer, mußten mir nothwendig nützlich seyn. Ich erwarb mir ihren Beyfall; aber bald öffnete sich mir eine neue Laufbahn, und gab meinen Wünschen und meiner Thätigkeit Bestimmung. Der Krieg wurde erklärt. Alles was zum Militair gehörte, war von gleichem Eifer beseelt; auch ich. Mein guter Oheim erhielt für mich das Kommando über sein eignes Regiment und besorgte meine Equipirung mit freygebiger Großmuth.

Im Frühjahr erhielten wir Befehl zur Armee nach Italien zu marschiren.

30.

Ich hatte das Glück, mich bey einigen Vorfällen auszuzeichnen; unter andern bey einem, wo meine Geistesgegenwart den Rückzug eines bedeutenden Korps deckte. Ich errang des Generals Achtung und Protektion. Durch meinen Diensteifer, durch den Erfolg mehrerer kleiner Gefechte, erschien mein Muth noch in glänzendern Lichte. Eine sehr gefährliche Unternehmung war zu beginnen. Man sollte mit einem einzigem Regimente, — mehr war bey der

Hauptarmee nicht entbehrlich, — einen Transport von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnißen geleiten, und ihn sicher in eine kleine Stadt bringen, die damals in unserm Besiz war, und die der Feind belagern zu wollen schien. Die Gefahr bestund darinn, vor einen feindlichem, sehr bedeutendem Posten vorbey zu kommen.

Ich bat dringend, diese Unternehmung mir anzuvertrauen, und mein Regiment dazu zu wählen. Sey's, daß der General meinem Glückssterne vertraute, oder mich durch eine neue Gelegenheit zur Auszeichnung verbinden wollte; er bewilligte meine Bitte.

Ich vertraute vorzüglich auf Eile und Geheimniß. In der nämlichen Nacht brachen wir auf. Wir begegneten dem Transport, den wir beschüzen sollten, und kamen in tiefster Finsterniß vor dem feindlichen Posten vorüber. Wir glaubten sicher zu seyn, als mit dem Frühroth ein weit überlegenes feindliches Korps meinen Trupp angriff. Ich gewahrte augenblicklich die Gefahr; doch beschloß ich, Stand zu halten, und nur in der dringendesten Noth zu weichen. Wir schlugen uns mit Wuth und ohne Terrain zu verliehren; aber schon begannen wir der Ueberzahl zu unterliegen, als ein Offizier meines Regiments mich benachrichtigte, man sehe

in

in einiger Entfernung einen bedeutenden Heerhaufen auf uns zueilen. Unmöglich schienen dieß befreundete Truppen seyn zu können; — der Feind war ja zwischen uns und unsrer Armee. Ich glaubte also, es sey eine feindliche Verstärkung und wir wären umringt. Ich überließ mich der Verzweiflung, und griff von neuem wüthend an. Drey Reuter überfielen mich; schon war ich am Arm, und in der Seite verwundet; der tödtliche Streich drohte mir; da flog ein junger Offizier, der die nahende Kavallerie anführte, zu meinem Beystand. Er drang an der Spize seines Haufens durch die Husaren zu mir, und jagte sie in die Flucht. Der Rest seiner zahlreichen Begleitung sammelte meine Leute, und stürzte sich auf den Feind. Während dem hielt ihr Anführer mich auf dem Pferde. Ich betrachte meinen Retter, und erkenne unter der Form eines artigen Offiziers — meine Alize, meinen Schuzengel!

31.

Dieß war das lezte, was ich sah. Ich sank in Ohnmacht aus Schmerz, Blutverlust und durch die gewaltsame Bewegung. — Ich weiß deren Dauer nicht; denn ein heftiges Fieber stürzte mich in Geisteszerrüttung. Vierzehn

Tage lang wußt' ich nicht das mindeste von meinen Umgebungen. Als ich zu mir kam, blieb ich in einem Zustand von Fühllosigkeit, der mehrere Wochen anhielt.

Was mich zunächst in Erstaunen sezte, war: mich in einem artigen Zimmer zu finden, unter der Sorge des Wundarztes meines Regimentes und eines Pariser Arzt's. — Doch mein Erstaunen wuchs, als ich neben meinem Bette Alix in Uniform sizen sah. Ich wollte mit ihr sprechen; doch der Arzt unterbrach mich und erklärte: meine Herstellung hange von Schweigen und Ruhe ab. Ich hätte nicht gehorcht; aber Alix, oder vielmehr Friedrich — so nannten ihn die, welche mich bedienten, — bat mich auf das rührendste und zärtlichste: zu thun, was man zu meiner Heilung fodre.

Friedrich war stets an meinem Bette. die sorgfältigste Wärterinn hätte nicht mit größerer Aufmerksamkeit und Liebe mich pflegen können. Er gab mir die Arzeneyen, und die Speißen. Erweckten mich Nachts die Schmerzen, so fand ich ihn an meiner Seite, auf meine Klagen horchend, und durch die zarteste Pflege sie zu mildern strebend.

Meine zunehmenden Kräfte erlaubten mir nun, zu sprechen; doch noch nicht ohne einige Gefahr.

Friedrich verboth mirs also, und unterhielt mich dagegen selbst, durch intereßante Gespräche, oder durch angenehme Lektüre. So beschäftigte er meinen Geist, ohne ihn zu ermüden; sein Eifer war so anhaltend, daß ich der einzige Gegenstand seiner Gedanken zu seyn, ihn einzig zu beschäftigen schien.

Mein Kopf war noch sehr schwach. Zwar sezte mich Alix unbegreifliche Gegenwart in Verwunderung; allein noch war ich unfähig, meine Ideen zu sammlen, um ihr dieß zu erklären, und sie darüber zu befragen. Ruhig gab ich mich dem Gefühle meines Glückes hin; mein Abgott pflegte mich ja; sie war ja stets um mich! — So wie meine Kräfte wuchsen, nahm aber auch meine Verlegenheit, meine Unruhe zu. Bisweilen wagte ich einige Fragen; doch Friedrich wich stets aus. Einst Abends, als ich mir Kraft genug zu einer mir so wichtigen und intereßanten Unterredung fühlte, bat ich ihn dringend, mir zu bekennen, daß er Alix, oder Alize sey und mir endlich die so lang ersehnte Aufklärung zu geben. „Freund, erwiederte „Friedrich, bis jezt schrieb ich diese sonderbare „Frage Ihrer Geisteszerrüttung zu; jezt da Sie „vernünftiger sind, darf ich Sie vielmehr fra-

„gen

„gen was sie sagen will? Wahrscheinlich täuscht „Sie einige Aehnlichkeit der Züge.“

O Alize, rief ich aus, glaubst Du, ich könne mich irren? Doch, um in Deinem Sinne zu antworten, wie kann ich, wenn Du mir fremd bist, diese zarte Theilnahme, dieses beyspiellose Wohlwollen erklären! — Ihr Muth konnte Sie bewogen haben, mein Leben zu retten; aber Sie haben mehr gethan; Sie haben Ihr Daseyn meiner Pflegegewidmet, der treuesten, liebevollsten, brüderlichen Pflege. Was kann Sie dazu vermocht haben? „Die Achtung, die Sie mir einflößten;“ erwiederte er. „Ich war so glücklich, Ihr Leben zu retten. „Die gemeinste Menschenliebe, die traurige Lage, „in der ich Sie fand, gebothen mir, zu Ihrer „Hülfe zu eilen; das übrige, thaten Ihre Ver„dienste. Warum sollte ich Ihnen übrigens ver„bergen: wer ich bin? Und wie könnte ich es? „Ich bin in der ganzen Armee bekannt. Mein „Nahme ist, Friedrich Delville. Der alte Offi„zier, den Sie bey mir sahen, ist mein Oheim. „Bis in dieses Jahr wurde ich von meiner „Mutter, deren einziger Sohn ich bin, zu „Hause und in Unthätigkeit erhalten. Aus Liebe „wollte sie nicht sich von mir trennen, und mich „in Kriegsdienste gehen lassen. Sie starb kürz-

F lich

„lich. Ich bin minderjährig, und mein Oheim „ward mein Vormund. Durch meiner Mutter „Tod erhielt ich meine Freyheit; der Krieg „brach aus und nun brannte ich vor Verlangen, „die verlohrne Zeit wieder zu ersezen. Kriege„risches Feuer ergriff mich; mit Bewilligung „meines Oheims, erhielt ich von dem Gouver„neur von Nancy, — denn meine Güter lie„gen in Lothringen, — Erlaubniß, auf meine „Kosten eine Eskadron zu werben, und zur Ar„mee zu marschiren."

„Auf meinem Marsch kam ich durch ein „Dorf, nah an der Straße, die Sie mit Ih„rem Detaschement einschlugen. Einer Ihrer „Soldaten — vermuthlich ein Nachzügler oder „Deserteur — unterrichtete mich von Ihrem Plan, „von der geringen Mannschaft, die Sie bey „Sich hätten, und von der gefährlichen Lage, „welche Sie erwarte. Ich überlegte sogleich, „daß der beste Gebrauch, den ich von meinen „Truppen machen könne, darinn bestehe, Ihnen „zu Hülfe zu eilen. Glücklicherweise kam ich „zu rechter Zeit an. Als Sie in Ohnmacht „fielen, trug ich Sie unter einen Baum, wo „der Wundarzt Ihre Wunde verband. Meine „Mannschaft rückte mit der Ihrigen vor, schlug „den Feind zurück, und der Transport kam

„glück-

„glücklich in die Stadt. Seitdem sind wir hier „geblieben, ohne beunruhigt zu werden. Sie „können, lieber Freund, alle mögliche Nachfor„schungen anstellen, und es wird Ihnen die „Wahrheit meiner Erzählung bestätigt werden. „Oft zitterten wir für Ihr Leben, und ich wollte „Sie nicht verlassen, eh' es in Sicherheit „wäre."

32.

Gepeinigt von meinen Zweifeln und meiner Unruhe, war meine größte Furcht: Friedrich möchte mich verlassen. Ich zwang meine Vernunft, an seine Erzählung zu glauben; oder es wenigstens zu scheinen. Ich sorgte, weitre Fragen möchten ihn entfernen.

Je mehr meine Gesundheit wuchs, je liebenswürdiger erschien er mir. Er gab sich seinem heitern Frohsinn und seiner lebendigen Einbildungskraft hin. Seine Gemüthlichkeit war eben so groß, als sein Zartgefühl, und als die Rechtlichkeit seines Betragens. Sein Geist war gebildet, und zwar wissenschaftlich gebildet. Er war ein trefflicher Musiker, und zeichnete mit Geschmack.

Bey solchen Hülfsquellen und dem bezaubernden Reiz seiner Aehnlichkeit, flossen meine

Tage nothwendig angenehm dahin, und bald war ich völlig hergestellt. Schon war ich einigemahl in freyer Luft gewesen, als ich einst Morgens Friedrich beym Erwachen nicht an meinem Bette fand. Ich rief meinem Diener, und erkundigte mich sorglich nach meinem Freund. Er schien erstaunt zu antworten: Ist denn der Herr Baron abgereißt, ohne von Ihnen Abschied genommen zu haben? Abschied genommen —? rief ich aus. Warum? Wo ist er?

Franz beschwor mich, mich zu beruhigen und sagte mir: der junge Baron und sein Oheim seyen auf Briefe, die sie von Nancy empfangen hätten, gezwungen worden, die vorige Nacht schleunig abzureisen. Die Bestätigung dieser Nachricht stürzte mich in Verzweiflung. Die Gemüthsbewegung und das Fieber, welches sie mir verursachte, beunruhigten meinen Arzt sehr. Aber ein Brief meines Freundes tröstete mich einigermaßen. Er entschuldigte seine plözliche Abreise; ein wichtiges Geschäft hätte ihn gedrängt, und er hätte den Abschied für uns beyde gefürchtet. Seine Gegenwart wäre jezt in Lothringen nöthig; aber er hoffe, mich bald in Paris zu treffen. Das lezte war mein größter Trost. Mehrmahl hatte ich schon beschlossen, das mich umgebende Geheimniß zu durchdrin

drin

bringen. Diesmahl hatte meine Schwachheit und das Vergnügen, meinem liebenswürdigen Schuzgeist zu gehorchen, meine Neugierde bezwungen; aber fest war ich entschlossen, bey der Zusammenkunft zu Paris, meinen Zweifel zu lösen, und endlich zu erfahren: welches Wesen sich so wohlwollend an mich hänge und doch zugleich meinen Kopf und mein Herz der Pein der Ungewißheit Preis gebe. — Indeß ich die Rückkehr meines Erinnerungsvermögens benuzte, um mich mit der Vergangenheit zu beschäftigen, vergebens diese zu erforschen und Plane für die Zukunft zu entwerfen strebte, ward ich durch die Ankunft meiner Aeltern angenehm überrascht. Sie hatten von meinen Wunden gehört, hierauf sogleich ihre Angelegenheiten zu Neapel in Ordnung gebracht, und waren zu mir geeilt.

Groß war meine freudige Ueberraschung. Ich drückte sie ihnen mit der tiefsten Empfindung aus. Aber troz des Entzückens über ihr Wiedersehen, konnt' ich den neuen Sturm meines Gemüths weder beschwören, noch verbergen. Meine Aeltern bemerkten meine Schwermuth. Um sie zu beruhigen, bekannt' ich ihnen: sie rühre von dem Verluste meines Freundes, meines Retters her. Sie theilten meinen

Schmerz

Schmerz und versprachen mir, sie würden zu Paris alles mögliche thun, um Friedrich die Fülle ihrer Dankbarkeit zu bezeigen.

33.

Sobald meine Kräfte hinlänglich hergestellt waren, reißten wir nach Paris ab. Auch während der Reise war ich in Schwermuth und Trauer versenkt, und meine Aeltern zeigten mir die zarteste, wärmste Theilnahme.

Am Morgen vor dem Tage unsrer Ankunft bemerkte ich bey ihnen Berathschlagungen, und ein geheimnißvolles Wesen. Ich hatte so eben meine Sehnsucht und meine Freude über das Wiedersehen meines herrlichen Oheims ausgedrückt, da sagte mein Vater: „Lieber Karl! „Ich fürchtete, eine so plötzliche Freude möchte, „bey deiner jezigen Schwäche, einen zu gefähr„lichen Eindruck auf dich machen; deswegen „verbarg ich die fröhlichen Nachrichten. Nun „kann ich nicht länger dem Vergnügen wider„stehen, dich von dem Glücke zu unterrichten, „das zu Paris deiner wartet, und das du so „sehr verdienst.“

Ich blickte meinen Vater mit Rührung und Erstaunen an. Heftig pochte mein Herz, einzig von Alix erfüllt. Ich hofte, nur sie könne

das betreffen, was ich hören sollte, was mir als das größte Glück verkündet würde; denn ohne sie, war für mich kein irdisches Glück.

„Theurer Sohn," — fuhr mein Vater fort — „das glänzende, beneidenswerthe Glück, „das dich erwartet, übertrifft jede deiner Vor„stellungen. Die Vermählung deiner Kousine „Adelheid mit dem Herzog von Vintimille ist „zerrißen. Dein großmüthiger Oheim, dein „zweyter Vater, hat die größten Parthieen „in Frankreich für sie ausgeschlagen und bestimmt „dir die junge reizende Prinzeßinn von Zelve, „und ihren unermeßlichen Reichthum."

Mein Vater erwartete, ich würde diese Nachricht mit Freude und Dank aufnehmen; aber meine Trauer, meine Niedergeschlagenheit belehrten ihn bald anders.

Er betrachtete mich einige Zeit schweigend. „Karl, sprach er endlich, ist's möglich; du „fühlst den Werth dieses Erbiethens nicht; oder „glaubst dich eines solchen Glücks unwürdig?"

Vater! erwiederte ich, der theuerste Wunsch meines Herzens wäre es, Ihnen und meinem Oheime meine Liebe, meinen Gehorsam zu beweisen; doch es ist nur zu wahr, ich bin dieses Anerbiethens unwerth. — Was soll, was kann ich Ihnen sagen? — Ihr unglücklicher

Sohn

Sohn ist vielleicht durch eine Täuschung, durch eine Chimäre betrogen, aber — er hat die Vernunft verlohren.

Meine Eltern waren beide über die Leidenschaftlichkeit meines Schmerzes betroffen und beunruhigt. Sie versicherten mich, so schmerzlich es ihnen falle, einen Entwurf vernichtet zu sehen, der mich beglückt hätte, so würden sie doch nie meine Neigung zwingen. Sie beschworen mich aufs zärtlichste, ihnen den Gegenstand der meinigen zu entdecken, welcher er auch sey, und baten mich ihrer zarten Nachsicht zu vertrauen, daß sie sorgen würden, mich mit diesem Gegenstand zu vereinigen. Ich erwiederte ihnen, dieß sey in Niemandens Gewalt, und dann fragten sie mich, ob ich von meiner Kousine und ihrer Neigung zu dem Herzog von Vintimille etwas Nachtheiliges gehört hätte?

Gewiß nicht, war meine Antwort: Im Gegentheile, die Prinzessinn von Zelve verdient ein glücklicheres Loos, als ich ihr anbiethen kann.

Was können wir denn also für Dich thun? fragte mein Vater.

Ich ergriff seine theure Hand; ich benezte sie mit Thränen; ich beschwor ihn, mir nur Zeit zu lassen. Die Zeit, sagt' ich, kann allein

ein sonderbares Geheimniß enthüllen, das meine Thorheit und meine Verlegenheit veranlaßt.

Meine guten Aeltern wollten meine Unruhe nicht durch peinliche Fragen erhöhen, und die Schaam über die Unwahrscheinlichkeit meiner Geschichte, geboth mir Schweigen. Doch bewilligten sie meine Bitte, und den Aufschub unter der einzigen Bedingung, das Glück der Wiedervereinigung mit meinem Oheim nicht durch offen entschiedene Widersezlichkeit gegen die Verbindung mit meiner Kousine zu trüben.

34.

Meine Unruhe wuchs mit jeder Minute, Ich sehnte mich nach dem Wiedersehen meines Oheims und fürchtete doch den Augenblick unsrer Ankunft. Als wir dem Palast von Zelve nahten, erwachten tausend Erinnerungen. Die Hausdiener empfingen uns mit Entzücken; sie benachrichtigten uns, der Oheim erwartete uns im Zimmer seiner Tochter. Sie führten uns in den Flügel des Gebäuds, der für sie hergerichtet, nnd noch nicht vollendet war, als wir Paris verließen.

Ueber eine prächtige Treppe, und durch eine Reihe von Zimmern, wurden wir in das Vorzimmer meiner Kousine geleitet. Die Thüre des innern

Zim-

Zimmers öfnet sich — und ich erkenne in dem nämlichen Zimmer, wo ich am Abend des Maskenballs hingeführt wurde — — meine Sylphide, im nämlichen Gewande, und schöner als ein Engel, — an der Hand meines Oheims. Er führte sie zu mir — und mit jenem zarten, ehrwürdigen Lächeln, das sein wohlwollendes Herz aussprach, sagte er zu mir:

„Karl! Willst du die Hand der Alix, der „Adelaide, meiner Tochter, und deiner Syl„phide Alize annehmen?" Die Idee des Wunderbaren, Geheimnißvollen, der Zauberey und der Erscheinungen, hatten seit einiger Zeit einen so heftigen Eindruck auf mich gemacht, daß ich zweifelte, ob das — was ich sah und hörte, — Wirklichkeit sey? Ich bebte, und hatte kaum die Kraft, zu sagen: Laßen Sie ab, mich durch falsche Hofnungen zu täuschen — ich kann es nicht ertragen!

Auch meine Kousine schien sehr bewegt. Doch sie ergriff meine Hand, und mit jenem, ihr einzig eignem bezauberndem Tone, sagte sie: „Lieber Karl! Alize kann dich nicht betrügen! „Willst du, so ist Alix auf ewig dein! — "

Vergebens versucht' ich ein so tiefes, stürmisches Wonnegefühl, als das meinige, zu schildern. Dafür ist jede Sprache zu arm. Unsre

Ver-

Verwandten theilten unser Entzücken. Um dessen Sturm zu mäßigen, oder vielmehr um es noch köstlicher zu genießen, verlangte mein Oheim, die Prinzeßinn von Zelve solle mir das Geheimniß ihres Betragens, und die Vergangenheit enthüllen; aber, sezte er hinzu, erinnre dich, Karl, daß, wann dir Adelaidens Entwürfe sonderbar und ausschweifend scheinen, sie stets durch die romantische Stimmung ihres Vaters unterstüzt wurden.

Adelaide begann nun folgende Erzählung, und diese Erzählung grub sich so tief in mein Herz, daß die Zeit sie nicht zu löschen vermochte; noch glaube ich sie zu hören:

„Eh ich meine romanhafte Geschichte beginne, — fieng sie an, — erinnern Sie sich, lieber Karl, daß alles, was ich that, nicht für einen Fremden geschah, sondern für den Freund und Gespielen meiner Kindheit, für den, welchen ich Bruder nennen konnte.

Erinnern Sie sich auch, daß der Erfolg aller meiner Entwürfe auf die Kenntniß Ihres wohlwollenden Herzens berechnet war. — Auch hat, ich bekenne es, der Zufall diese oft erstaunenswürdig unterstüzt.

Gegen die französische Sitte, bey meinen Aeltern erzogen, war ich stets der Gegenstand

der Liebe des Besten der Väter. Stets hatte ich in seiner Gesellschaft, in der meines Oheims und meiner Tante, das Bild des häuslichen Glücks vor mir, bis sie nach Neapel reißten. Natürlich waren alle Wünsche, war alles Sehnen meines jugendlichen Herzens darauf begränzt, im Schoos einer herzlichen und ehrwürdigen Familie ein ähnliches Glück zu genießen. Das Gemählde von den beneideten Hof- und Welttagen erschreckte mich, statt mich anzuziehen, und erhöhte meine Neigung für ein stilleres Leben. Ich war an sich etwas romanhaft gestimmt, und einige Eigenheiten meiner Erziehung erhöhten meinen Hang zur Schwärmerey. Meine erste, stärkste Liebe, war für meinen Vater, meine zweyte, für meinen Vetter, ob ich gleich kaum eilf Jahr alt war, als wir getrennt wurden. Doch ich hatte stets mit ältern Personen gelebt; ich war weniger Kind, als andre Kinder meines Alters, und ich hatte beschlossen, mein Vetter Karl sollte mein Gatte werden. Ich sprach unbesonnener Weise von diesem Plane mit meinen Umgebungen und da glaubte man denn, mir eröffnen zu müssen, ich sey dem Prinzen von Zelve bestimmt, und mein Vater begann, mir offen von dem Zustand seiner Angelegenheiten und der, ohnerachtet meiner Jugend,

schon

schon entworfenen Verbindung sprechen zu müssen. Kaum hörte ich: diese Verbindung werde meinen Vater aus mancher Verlegenheit reißen, und ihm unermeßliche Reichthümer sichern, von denen er so edlen Gebrauch machte, so war ich entschlossen. Mit Enthusiasmus willigte ich in seinen Plan, geboth meinen Gefühlen Schweigen, nnd bewahrte für Sie, guter Karl, nur schwesterliche Liebe.

Der Prinz von Zelve war alt und kränklich, aber sein Karakter vortrefflich, sein Geist sehr gebildet, seine Unterhaltung angenehm. Vor und nach unsrer Vermählung war sein höchstes Vergnügen, sich nebst meinem Vater, mit meiner Erziehung zu beschäftigen. Seine Kränklichkeit zwang ihn zu einer eingezogenen Lebensweise, und ich brachte meine Tage einzig mit ihnen und ihren Freunden Valmor und D'Orsigni zu.

In ihrer Gesellschaft lernte ich zwar nicht die Sitten der großen Welt, noch ward ich eine Dame von feinem Ton; aber ich lernte innere Zufriedenheit mehr, als alle Güter, als allen Rang, schätzen; ich lernte mein Glück einzig in dem, der von mir geliebten Wesen suchen, und dazu nach meinen Kräften beytragen; ich lernte auf die kleinlichen Lebensverhältnisse geringen

Werth

Werth legen, und sie nicht mit dem wahren Interesse einer immer dauernden Neigung in Vergleichung stellen. Meine Freunde waren über die Fortschritte meiner Vernunft und meiner Studien entzückt. Um mich ein wenig zu zerstreuen und eine heilsame Bewegung in unser stilles eingezogenes Leben zu bringen, unterhielten sie sich, mir Fechten und Reuten zu lehren, ohne die weiblichen Künste zu vernachlässigen. Ich betete den Urheber meines Daseyns an, und hatte eben so die zarteste Achtung für den Prinzen von Zelve, den ich als zweyten Vater ehrte. Seine Freundschaft mit meinem Vater war der Hauptbeweggrund seiner Bewerbung um mich; auch liebte ich ihn als den, welchem dieser geliebter Vater die Rückkehr seiner Ruhe und seines Glücks verdankte, und mich beglückte der Gedanke, daß meine Absichten und meine Pflege den Abend seiner Tage verlängerten, oder doch erheiterten. Er starb endlich, und wurde von seinem alten Freunde und seiner jungen Gattinn aufrichtig betrauert.

Meine große Jugend und die Sitte forderten, daß ich einige Zeit im Kloster zubrachte; aber mein Vater besuchte mich täglich. Seine Unterhaltungen riefen bald das Andenken eines Neffen zurück, den er beynah als Sohn liebte,

und

und von dem er mich stets unterhielt. Nicht ohne tiefe Bewegung hörte ich ihn von unsrer künftigen Verbindung, als seinem glühendsten Wunsche, sprechen. Ich erklärte ihm offen meine Empfindungen für Sie; das ganze Glück meines Lebens hieng davon ab; aber ich besorgte, Sie nicht fesseln zu können; ich bat ihn also um Zeit, mich zu überzeugen, daß der liebenswürdige Karakter, den Ihre Kindheit ankündete, nicht verändert sey, und um mich Ihres Herzens auf eine dauerndere Weise zu versichern, beschwor ich meinen Vater, Sie selbst die Möglichkeit unsrer Verbindung nicht ahnen zu lassen. Er bewilligte es, als eine unerläßliche Vorsichtsmaßregel. Er schrieb also meinem Onkel und meiner Tante: er habe seine Einwilligung zu meiner künftigen Vermählung mit dem Herzog von Vintimille gegeben, und sezte hinzu, es sey eine Neigungsheurath.

Von nun an beschäftigte ich mich einzig mit den Entwürfen zu meinem Zweck. Ich war überzeugt, eine, nach Französischer Sitte, unter Personen von meinem Rang, einzig aus Interesse und Konvenienz, ohne alle Uebereinstimmung der Karaktere und Neigungen zu schließende Verbindung, würde mich zu der unglücklichsten Frau machen. Ich zweifelte hingegen,

nach

nach der Kenntniß meines Herzens nicht, mit Ihnen, und in der Vereinigung mit meiner Familie, das höchste Lebensglück zu finden. Kurz, ich fragte meinen Vater: ob er mir erlauben wolle, meinen Plan zu verfolgen: nämlich durch allmählige Proben, durch ein vom Geheimniß geleitetes Gefühl, in Ihr Inneres zu dringen, und ihre Handlungen zu beherrschen? — Er versprach mir, sich zu allem herzugeben. Wir veranstalteten gemeinschaftlich, was wir so glücklich ausgeführt haben.

Meine Absicht war: Sie auf tausend verschiedenen Orten zu berühren, ohne daß ich einen festen Plan hatte. Ich wollte vorzüglich, Ihnen unbewußt, über Sie wachen bey Ihrem Eintritt in die Welt; wollte Ihre Dankbarkeit, Ihre Ehrfurcht, Ihre Achtung und Liebe zugleich feßeln. Zu diesem Zweck wollte ich Ihren Geist und Ihr Herz zugleich durch leicht ausführbare Feereymittel, die mit Vorsicht vorbereitet, überraschen.

Damals waren Sie auf Ihrer Reise. Ihre edle Mutter, meine Tante, bat mich, seit ich frey war, einige Zeit bey ihr, in dem schönen Italien, zuzubringen; auch mein Oheim wünschte es. Ich hatte es bisher verweigert, um meinen Vater nicht zu verlaßen, der mich nicht

be-

begleiten konnte; aber er selbst machte mir bemerklich, wie nüzlich es für mich sey, mit Ihren Aeltern mich zu verabreden. Auch hoffte er, diese Reise werde meine Gesundheit herstellen, die während der Krankheit des Prinzen von Zelve etwas gelitten hatte. Ich willigte ein, nach Neapel zu reisen und er vertraute mich der Sorgfalt eines alten Kriegsgefährten, Herrn Delville, den Sie nicht kennen. Er hatte den Dienst seit Ihrer Abreise verlaßen. Wittwer, wie Ihr Oheim, hatte er sein Leben seinem edlen Freund und Beschüzer gewidmet; er besaß nur einen Sohn, der sich in Kriegsdiensten befand.

Ich reißte also mit meiner Kammerfrau und diesem würdigen Freunde nach Neapel ab, und kam dort drey Monate vor Ihrer Rückkunft an. Ich brachte einen Brief von meinem Vater, der seinem Bruder seine und meine Absichten endeckte. Dieß entzückte sie; ich wurde als eine geliebte Tochter empfangen, ob ich gleich erklärte, es nicht werden zu wollen, bis ich Ihres Herzens gewiß sey. Sie erklärten sich zu allem bereit, was diese Hofnung erfüllen konnte, und versprachen, Sie nicht von meiner Anwesenheit zu unterrichten. Meine tiefe Trauer erlaubte mir nicht, mich öffentlich, noch im

Theater zu zeigen; meine Tante, lebte aus Neigung sehr eingezogen; also blieb mein dortiger Aufenthalt so gut als ganz unbekannt. Ich sah Niemand, brachte mein Leben mit ihr zu, einzig mit unserm Karl, und mit den Mitteln beschäftigt, sein Innerstes zu erforschen. Unerträglich war mir der Gedanke, daß Sie mich nur aus Gehorsam heurathen sollten.

Ihre Mutter billigte meine Denkungsart, und unterrichtete mich vollständig von Ihrem Karakter. Von ihr erfuhr ich den tiefen Eindruck, den das niedliche Mährchen von den Sylphiden auf Ihre Fantasie gemacht hatte. Ich beschloß, dieß zu benuzen, und baute darauf, gemeinschaftlich mit der Tante, meine Plane. Ich war noch bey ihr, als Sie ankamen, aber nah an meiner Abreise. Die Ihrige nach Frankreich war auch bestimmt, und ich sollte doch einige Tage früher abgehen. Am Tage vor meiner Abreise von Neapel wollte ich meine Probe beginnen. Sie erinnern sich wohl, Karl, der ersten nächtlichen Erscheinung Ihrer Sylphide. Im Tafelwerk neben Ihrem Bette wurde vor Ihrer Ankunft ausdrücklich eine geheime Thüre angebracht, die mir den Zutritt zu Ihrem Zimmer öffnete. Eine Kette der seltensten und meist kaum in Europa bekannten

Blu-

Blumen aus den Königlichen Treibhäusern, wurde von meiner Tante und mir geflochten. Selbst mein Brief war vorher geschrieben. Wären Sie, gegen meine Erwartung, ruhig geblieben, so hätte ich gesprochen, ohne mich zu zeigen. Dann war mein Brief überflüßig. Aber er diente mir trefflich, und Sie handelten gerade, wie ich es vorher sah. Ich verließ Ihr Zimmer, stieg in den Reisewagen, wo Herr Delville und meine Kammerfrau meiner warteten, und reißten zu meinem Vater zurück. Meine Tante hatte beym Abschied heftig geweint, und sich dann niedergelegt. Aber sie stellte sich, als schliefe sie, als Sie zu ihr kamen; so hatten wir's verabredet, um Sie vor der Versuchung zu bewahren, indiskret zu seyn. Einige Tage nachher reisten Sie auch ab. Ich war in dem Schlosse meines Vaters verborgen, als Sie ankamen. Ich hörte einen Theil Ihrer ersten Unterredung mit ihm, und das Vergnügen, das ich darüber empfand, erhöhte noch meine Neigung für Sie und das Verlangen, meinen Plan durchzusezen. Doch beynah' wäre ich das Opfer meiner romanhaften Ideen geworden.

Ich blieb immer verborgen im Schlosse meines Vaters. Ich war bey ihm, als Ihre

Studien und Ihre Träumereyen Sie anderwärts hinriefen, und bey meiner Gouvernante, der guten Delmont, waren Sie bey ihm. Er gab vor, sich gerne zeitig niederzulegen. Sobald Sie ihn Abends verlassen hatten, kam ich zu ihm, und hinter den Sommerläden seiner Fenster verborgen, war ich Zeuge Ihrer nächtlichen Spaziergänge. Mit unaussprechlichem Entzücken sah ich Sie einzig mit Ihrer Sylphide beschäftigt, ihr Gestirn betrachtend, so wie oft das Medaillon von ihren Haaren, das Sie an Ihre theuern Lippen drückten. Mit Entzücken hörte ich jenes niedliche Lied, das Sie für die glückliche Alize gemacht hatten, und das Sie im Spaziergange mit leiser Stimme sangen. Sie schienen die Rückkehr nach dem, für Ihr Alter doch so anziehendem Paris ehe zu fürchten, als zu wünschen. Was bedurft' ich mehr? Und was erwartete mich noch, um mich zu entdecken? — Ach! Karl! ich wollte sicher seyn, daß nicht einzig Ihre Imaginazion bestochen sey, und daß die Lehren Ihres Schuzgeists auf Ihr Gemüth tiefen Eindruck gemacht hätten, um Sie vor fremder Verführung zu bewahren. Ich hatte schon damals augenblicklich die Idee, die ich später ausführte: meine eigne Nebenbuhlerinn zu werden; unter einem fremden Namen

men zu erscheinen, und zu versuchen, ob ich über Alize siegen könne? Doch dieser Triumph hätte mich nur halb befriedigt, und keineswegs beruhigt, wenn ich ihn nicht errungen, und ich Sie gleichgültig gelassen hätte. Ich wagte es nicht, mich dieser Gefahr auszusezen; ich wünschte, ein andres Mädchen möchte die Probe machen; ich bat meinen Vater um die Erlaubniß zu einem Versuche, der uns über Ihren Karakter und über Ihre Empfindungen aufklären sollte, und bey dem ich weder für Sie, noch für die junge Person Gefahr sah, die ich erscheinen lassen wollte.

Ich kannte Agathe Delmont. Sie kam oft zu ihrer Tante. Sie war zwey bis drey Jahre jünger, als ich. Ich beschäftigte mich gerne, das liebenswürdige Kind zu bilden. Ihre große Lebhaftigkeit, ihr natürlicher Verstand, ihre kleine Koketterie unterhielten mich. Das alles paßte zu ihrer niedlichen Gestalt. Sie liebte mich; befolgte bisweilen meinen Rath und ich sah, sie würde, troz ihrer kleinen jugendlichen Schwächen, einst eine sehr interessante Frau werden. Schon war sie anziehend und gefährlich genug für einen gewöhnlichen jungen Mann. Doch ich hoffte, der Freund der Sylphide Alize werde diese Probe bestehen, und

wür-

würden auch seine Augen, sein Geist augenblicklich verführt, so würde seine Vernunft und sein Herz bald über diesen Eindruck siegen. Für Agathen wäre die Probe gefährlicher gewesen; doch sie war gesichert durch die Liebe, zwar keiner Sylphide, aber eines Geliebten, mit dem sie bald sich vermählen sollte, des Sohns des Freunds meines Vaters, des Herrn Delville, der mich nach Neapel begleitet hatte, alle meine Plane wußte, volles Vertrauen in seine künftige Schwiegertochter sezen durfte, so daß er sich meinem Wunsche nicht widersezte. Auch sein Sohn willigte ein. Agathen war es nicht unangenehm, ihm diesen neuen Beweis der Macht ihrer Reize zu geben; sie gab sich zu allem her, und versicherte mich, sie würde alles aufbiethen, um Ihnen den Kopf zu verrücken; sie hielt vollkommen Wort.

Agathe erschien. Beym Anblick des anmuthigen Mädchens bereute ich beynahe meinen Entwurf, und hätte ihn gerne aufgegeben. Doch ich konnte mich nicht entschließen, für inkonsequent zu gelten, und zu bekennen, daß ich dieses Mädchen fürchte. Ich blieb jedoch nicht ohne große Unruhe, Ihnen die gefährliche Agathe erscheinen zu lassen. Einige Tage widerstanden Sie, ob man gleich leicht sehen konnte,

daß

daß sie Ihre Aufmerksamkeit bereits erregt hatte; aber Alize siegte noch und Adelaide war glücklich. Agathe versicherte mich lachend: der neblichste Stern der Leyer habe für Sie mehr Glanz, als ihre schönen schwarzen Augen. Doch endlich siegten diese. Die arme überirdische Alize, in ihr Gestirn gebannt, ward nicht mehr betrachtet; an sie ward nicht mehr gedacht; und doch, Karl, war ich nicht so unglücklich, als ich hätte seyn können. Ich sah, daß, wenn Sie schon mit Alize sich nicht beschäftigten, der Eindruck, den sie auf Ihr Herz gemacht hatte, noch nicht verlöscht war. Ihr Benehmen gegen die kleine Agathe war so zart, so rein, als man es von dem Schützling einer Sylphide nur erwarten konnte. Noch waren Sie meiner Achtung werth. In Ihren Abendunterhaltungen, als Agathe am Fenster saß, und Sie auf der Terrasse, an dem Balkon angelehnt, war Ihre Sylphide im Zimmer und hörte Ihre Unterredung an, die oft von ihr, vor Ihrer Ankunft, diktirt war. Auch mein Vater war bisweilen Zeuge, und beurtheilte richtiger als ich den Zeitpunkt, wo man Sie von einer so gefährlichen Probe entfernen mußte.

Auch Agathe bat uns, eine Komödie zu enden, die zulezt Delville beunruhigen konnte,

und mein Vater schlug Ihnen vor, ihn auf die Einsiedeley zu begleiten. Ich war damals entschlossen, Ihnen zu erscheinen; noch nicht als Ihre Kousine Adelaide, aber unter einer neuen Gestalt, die fortwährend bey Ihnen Zweifel und Neugier erregen, nothwendig Ihre Fantasie beschäftigen würde, Ihr Gemüth bewegen, und Ihre Gedanken von einem zwar liebenswürdigen Wesen ablenken mußte, das aber, da es auf keine Weise für Sie paßte, keinen tiefen Eindruck gemacht haben konnte. Agathe liebte sie nicht, hatte nur muthwillig und kokett sich gegen Sie gezeigt, keineswegs gefühlvoll. Solche Eindrücke sind lebhaft, aber vorübergehend. Ich hoffte, sie zu besiegen, wenn Sie nicht mehr durch ihre Gegenwart angezogen wären und wüßten, daß ihr Herz nicht mehr frey sey.

Den Tag nach Ihrer Abreise kam Ihr Vater und Delville, sie zum Vollzug ihrer Verbindung abzuholen, und mein Vater übernahm, es Ihnen zu eröffnen; das übrige wissen Sie. Er benuzte die Gelegenheit, Sie in jenes anmuthige Thal am Ufer des Flusses zu führen, wo ich Ihnen unter einer neuen Form erscheinen wollte. Mein Vater ergriff auch den nächsten Vorwand, Sie allein zu lassen.

Leicht sahen wir voraus, daß Sie auf einen so reizenden Plaz zurückkehren würden. Hier wollte ich denn täglich erscheinen, bis Sie mich fänden. Glücklicherweise geschah dieß schon am nächsten Morgen. Unser Gespräch nahm die gewünschte Wendung. Ich sah die überirdische, für Agathen so lang vernachlässigte Alize, errang die vorige Gewalt über Ihre Imaginazion wieder, und die glückliche Alix misfiel Ihnen nicht. Doch es war schwer, diese zweyfache Rolle lange zu behaupten, ohne mich zu verrathen; ich eilte also, sie zu enden. Auf ein verabredetes Zeichen erschienen drey meiner Leute in einem Nachen, und als wir am andern Ufer ausstiegen, verlohr ich mich im Gehölze, wo mein Wagen meiner wartete, um mich zu meinem Vater zurückzuführen.

Er kam in die Einsiedeley, und ich gieng nach Paris in mein Kloster zurück. Ich hatte dort eine vertraute Freundinn, Mademoisell d'Arzy, gelassen; sie war mit dem Herzog von Vintimille verlobt. Vor ihr hatte ich kein Geheimniß. Der Herzog besuchte sie oft und einverstanden mit beyden, verabredeten wir, daß sie bey Ihrem nächsten Besuche statt meiner erscheinen solle. Sie war es, die Ihnen als Ihre Kousine Adelaide vorgestellt wurde. Sie

ist

jezt Herzoginn von Vintimille und mit Vergnügen gab ich ihr den geliehenen Liebhaber und Gatten zurück.

Ihr Aufenthalt zu Paris beunruhigte mich. Ich fürchtete, der Eindruck den Alix auf Sie gemacht habe, sey zu schwach, um zu dauren. Ich beschloß also, alle Ihre Handlungen zu beobachten, und die nächste Gelegenheit zu einer neuen Erscheinung zu benuzen. Franz war gewonnen; Er, Valmont und d'Orsigny waren meine Spionen. Der erste unterrichtete mich von den Stunden, wo Sie zu Hauße waren; die zwey andern von allem, was in den Gesellschaften vorgieng, in denen Sie Zutritt hatten. Sie hatten gemeinschaftliche Verbindungen, so daß auf die unbefangenste Weise minstens einer meiner Freunde stets um Sie seyn konnte. Karl! mein Vetter, mein einziger Freund, verzeihen Sie Ihrer Adelaide so viele kleine Ränke, deren einziger Zweck Ihr Glück war. Alize hatte in ihrem Briefe versprochen, über Sie zu wachen, alle Ihre Handlungen und Gedanken zu erforschen; sie mußte Wort halten.

Ich erfuhr bald Ihre vertraute Freundschaft mit den Chevalier Milfort, ihre keimende Neigung zum Spiel, und bald nachher mit einem Harm und einer Unruhe, die selbst mein weiser

Va-

Vater nicht zu mäßigen vermochte, — ihre Verbindung mit Leonoren! Mein Vater hatte solche Ereigniße vorausgesehen; er hielt sie nicht für so wichtig, als ich, und ich ermuthete mich wieder. Ich vertraute der Liebe, und meinem Glauben an Ihr wohlwollendes und gefühlvolles Herz. D'Orsigni kannte Leonoren, er erfuhr bald, daß sie auf Rechnung Ihres Leichtsinns und Edelmuths Schulden gemacht hatte. In den gewöhnlichen Spieltischgesprächen erfuhr Valmont eben so, daß Sie dem Chevalier Milfort drey Tausend Louisd'ors schuldeten. Dieß war meinem Plane sehr günstig; auch der Zufall begünstigte mich wunderbar, und wir wußten noch ihm nachzuhelfen. Meine beiden Freunde beredeten Leonorens Gläubiger, auf augenblickliche Zahlung zu dringen. Milfort wurde unter der Hand benachrichtigt, Ihre Finanzen seyen in übler Lage; man rieth ihm, sich bezahlen zu laßen. Zugleich verkündete Ihnen mein Vater eine augenblickliche Verlegenheit in seinen Geldgeschäften, und bewieß Ihnen die Unmöglichkeit, Sie zu unterstüzen. Sie wußten Ihre geheime Unruhe so gut zu verbergen, daß meine Freunde kaum sie gewahrten. Bey einem Besuche vertraute Leonore dem Hr. v. d'Orsigni: Sie hätten die Zahlung ihrer Schulden

den

den versprochen, doch fürchte sie, Ihnen viel Kummer verursacht zu haben; noch waren wir also zweifelhaft über Ihre Hülfsquellen.

Die Maschiene, die ich zu der nächtlichen Szene erfand, war sehr einfach und längst vorbereitet. Das Zimmer meiner Mutter war unter dem Ihrigen, und stets verschloßen. Dieß erleichterte uns die Ausführung meines Plans. Eine Versenkung, in dem Fußboden Ihres Zimmers angebracht, war in diesem unbemerkbar, und durch ein Gerüste im untern Zimmer gestüzt. Die Hangleuchter waren in dem Tafelwerke, und durch Schränke und eine Bibliothek verborgen. Franz stellte Ihr Licht so, daß es zu einer bestimmten Stunde verlöschen mußte. Einige Augenblicke später trat ich durch die Versenkung herein, in dem fantastischen Kostüm, das ich gewählt hatte. Auf meine Zeichen erschienen die Hangleuchter und Dekorationnen, und verschwanden auf ein zweytes Zeichen. Ich versank wieder im Finstern und hätte auch Ihr Erstaunen Ihnen die Geistesgegenwart gelaßen mir zu folgen, so hätte das Gerüst der Versenkung im untern Zimmer Sie aufgehalten, und ich hätte Zeit gehabt, zu entschlüpfen, lange eh' Sie hinabgekommen wären.

Mein

Mein Vater erhielt für Sie die Ihnen verkündete Hofstelle. Valmont und d'Orsigni waren beide zu Versailles. Leicht konnten sie also fortfahren, Sie zu beobachten, auch unterstüzte mich der glücklichste Zufall. D'Orsigni hat eine verwittibte Schwester, welcher der Baron von S. — den Hof macht, und die er heurathen will. Dieser Baron war innig mit Frau von Roseville verbunden, deren Liebhaber er einst gewesen war. Sobald Ihre Anhänglichkeit an diese verführerische Frau bekannt wurde, gewann er durch seine Schwester den Baron für uns. Durch ihn erfuhren wir die Anschläge der Frau von Roseville auf Ihr Herz, und auf Ihre politische Grundsäze. Er unterrichtete uns von Ihrem anscheinenden Unterwerfen und von den Verführungsmitteln Ihrer Gebietherinn. Endlich erfuhren wir durch ihn, die Maskenball-Parthie und das Projekt des Soupers bey Herrn D. — Denn sie rühmte sich, als Beweiß ihrer gewandten Politik, Sie dahin zu bringen. Die wahrscheinliche Folgen Ihrer Unbesonnenheit erschreckten mich. Beynah hätt' ich mich entdeckt, um sie zu verhüten. Doch wir wollten noch einmal das Wunderbare versuchen, und entwarfen unsre Plane. Der Baron wurde von m e i n e r Verkleidung unterrich-

richtet, ich von der seinigen. Er vertauschte sie, sobald er mit Ihnen in den Saal trat, ohne entdeckt werden zu können. Einzig von mir erkannt, blieb er an Ihrer Seite; leicht konnte ich Sie also unterscheiden. Ich nahte und sprach sehr bewegt mit Ihnen. Ich hatte Marianen, eine meiner Kammerfrauen, vom nämlichen Wuchse als ich, genau so wie mich gekleidet. Als ich zum zweytenmahl mich Ihnen nahte, mußte ein Haufe dazu bestellter Masken auf uns eindringen, uns trennen, und mir Zeit verschaffen, das blaue unterscheidende Band abzunehmen, und mich zu entfernen, indeß Sie Marianen folgten, die Sie für mich hielten. Ich kehrte eilig nach Hause und kleidete mich eben so eilig um, indeß man Sie in den Straßen von Paris spazieren führte. Dieß gab mir Zeit zum Umkleiden, und hinderte Sie zu bemerken, wohin man Sie führe. Auch fürchtete ich dies gar nicht; denn Ihre eigne Wohnung mußte doch wohl das lezte seyn, daran Sie dachten.

Der Wagen hielt an der ersten Einfahrt des für mich zubereiteten Flügels, und Sie wurden in dieses Zimmer gebracht, dessen Daseyn Sie nicht einmahl ahnen konnten.

Hatte ich in unsrer damaligen Unterhaltung das Glück Ihnen zu gefallen, so verdankt' ich

dies

dies wohl meinen redlichen, offen ausgesproche- nen Gesinnungen. Långst hatte ich zwar im Voraus überdacht, was ich Ihnen sagen wollte; doch über das Vergnügen, Sie zu sehen, Sie der Frau von Roseville entrissen zu haben, sagt' ich Ihnen, glaub' ich, nicht Ein Wort, so wie ichs hatte sagen wollen.

Das lezte Abentheuer, das Gefecht und der Muth Ihres Freundes Friedrichs, war nicht vorhergesehen, und gieng viel weiter, als ich gedacht, und mein Vater mir erlaubt hatte. Täglich interessirte ich mich inniger für das Ge- lingen meiner Entwürfe. Die nähere Kenntniß Ihrer edlen Eigenschaften erhöhte meine Liebe für Sie, und würde die Quelle meiner Hoff- nungen und Unruhe. Ich fühlt' es, mein Le- ben war an das Ihrige, an unsre Verbindung geheftet. Die schöne Ueberzeugung, der ich mich hingeben durfte: geliebt zu seyn, erhöhte auch mein Sehnen, mich endlich zu entdecken.

Doch der Krieg brach aus; Ihr kriegerischer Muth mußte Sie dahin führen. Ich beschloß also, noch zu schweigen. Ich erhielt von mei- nem Vater, daß er Ihnen das Kommando sei- nes Regiments überließ. Sie giengen zum Heere. Darf ich wohl meine Unruhe, meine

Sor-

Sorge über die Ihnen drohenden Gefahren schildern?

Doch, ich liebte Sie rein, theurer Karl! ich liebte also auch Ihren Ruhm; ich wünschte Ihnen Gelegenheit, sich auszuzeichnen; ich war gewiß, Sie würden sie benuzen, und der Liebe vertraute ich, sie würde meinen Karl für seine zärtliche Freundinn erhalten. Beynah hätte dieses Vertrauen mich getäuscht; doch ich wußt' es, ich würde Sie nicht überleben, und dieß gab mir den Muth, Sie abreisen zu laßen.

So lange schon hatte ich mein ganzes Daseyn Ihnen, der Beobachtung aller Ihrer Handlungen geweiht; ich konnte mich nicht entschließen, Sie aus den Augen zu verlieren, und bat meinen Vater inständig um Erlaubniß, mich der Armee zu nähern. Endlich bewilligte ers; er hoffte, ich könne Ihnen vielleicht dorten nüzlich seyn. Doch bedung er, nach meinem eignen Wunsche, daß ich in Mannskleidern, und unter einem angenommenen Nahmen reise. Meine Haltung in dieser Tracht war gewandt und ungezwungen, durch meinem verstorbenen Gemahl, dem Herzog v. Zelve, daran gewöhnt, der sie bequemer fand für die gymnastischen Uebungen, in denen er mich auf dem Lande unterrichtete; ich hatte das Ansehen eines Jünglings

lings von 17 bis 18 Jahren. Ich erhielt die Erlaubniß, eine Kavallerie-Eskadron zu errichten. Da ich bedeutende Besizungen in Lothringen habe, so gab ich mich für einen Edelmann dieser Provinz aus. Meine Soldaten kannten mich nicht, und glaubten die Prinzeßin von Zelve habe mich bevollmächtigt, auf ihren Güthern zu werben.

Mein Vater übergab mich von neuem der Obsorge des Herrn Delville. Auf ihn konnte er wie auf sich selbst zählen. Ich nahm seinen Namen an, sezte den Namen Friedrich hinzu, und galt für seinen Neffen. Ihr General, meines Vaters vertrauter Freund, meldete: daß er sich lebhaft für den jungen Mann interеßire, der mit seinen Freywilligen der Armee folgen wolle.

Meine Absicht war, stets über Sie zu wachen, und zeige sich Gelegenheit, wo meine Soldaten zu Ihrer Beförderung, oder Sicherheit Ihnen nüzlich seyn könnten, sie zur Hülfe zu senden. Ich selbst wollte mich keiner Gefahr aussezen. Delville, ein alter erfahrner Krieger, sollte sie anführen. Der General hatte einige Unterredungen mit ihm, und versprach ihm, über Sie stets Nachricht zu geben.

Damit meine Freywilligen nicht ganz unbeschäftigt schienen, übergab er ihnen die Bewachung eines kleinen Dorfs. Wir erhielten regelmäßig Nachrichten von der Armee, also auch von dem ersten Gefechte, in dem Sie sich auszeichneten. Damals konnte ich Ihnen nicht dienen; ich sendete also die heisesten Wünsche für Ihre Sicherheit zum Himmel. Indeß wurde ich doch von furchtbarer Unruhe gepeinigt. Kaum wagte ich, nach Ihnen zu fragen; doch wurde ich durch Ihren Ruhm und den Ruf Ihres Muths und edlen Betragens etwas getröstet.

Delville empfieng einige Zeilen vom General. Er benachrichtigte ihn: Sie würden in der nächsten Nacht zu einer geheimen, gefahrvollen Unternehmung ausrücken. Wir kannten die Gegend; wir wußten, daß Sie vor einer starken feindlichen Postirung vorüberziehen mußten. Wir sahen wohl: würden Sie unglücklicherweise entdeckt, so sey dieß der Augenblick, Ihnen nüzlich zu seyn. Delville machte kluge Anordnungen. Er bat mich, im Dorfe zu bleiben, und eilte, sich mit Ihnen zu vereinigen. Meine Unruhe erlaubte mir indeß nicht, lange dort ruhig zu seyn. Ich stieg zu Pferd, einzig von meinem Stallmeister begleitet, um Ihnen in einiger Entfernung zu folgen, und früher

Nach

Nachricht vom Ausgang zu erhalten. Die Bewegung, die ich bey meinen Truppen bemerkte, ließ mich bald fürchten, Sie seyen in Gefahr. Ich vergaß mein Geschlecht und alle Vorsicht; ich sah nur Sie, und flog zu Delville, um ihn zu Ihrer Vertheidigung aufzumuntern. Er war erstaunt und bestürzt über meine Erscheinung. Er beschwor mich, mich zu entfernen. Doch wir waren in diesem Augenblick auf einer Höhe. Ich sah deutlich, daß Sie unter der Ueberzahl der Feinde erlagen. Nun wich jede Rücksicht, Ihrer Gefahr. Ich befahl meinen Soldaten, mir zu folgen, und sprengte zwischen die Feinde und Sie, mit einer Verwegenheit, die mir das Leben kosten konnte, ohne das Ihrige zu retten. Aber mein Glück war größer als meine Klugheit; der brave Delville folgte mir, schlug den Sie umgebenden Haufen zurück, und sicherte Ihren Rückzug.

Das übrige wissen Sie; außer der Pein, die ich empfand, so lange die Wunden für Ihr Leben fürchten ließen. — Alle meine Plane sind also gelungen. Ich bin nun gewiß: mein Karl ist der liebenswürdigste der Männer; er muß gewiß seyn, daß er der geliebteste ist. Ich glaube an Seine Liebe; denn ich war deren Gegenstand, selbst da ich ihm nur als im

Wesen der Fantasie erschien. Doch, Karl! überlegen Sie, finden Sie mich zu romanhaft, zu schwärmerisch, um Ihre Gattinn zu werden, so sind Sie frey. Mein Vater und ich selbst versichern Sie, daß Sie noch diese Verbindung ausschlagen können." — —

35.

Man erräth meine Antwort. Zwar vermocht' ich die Empfindungen meines Herzens nicht lebendig auszusprechen; doch bemerkt' ich mit Freude, mein Onkel und meine Kousine waren von meiner Dankbarkeit, von dem tiefen Gefühle meines Glücks überzeugt. Oft sagt' ich ihr, hätt' ich früher Sie gesehen, so wären alle Proben unnüz gewesen, und ohne Hülfe des Wunderbaren hätte ich Sie als meinen Schuzgeist verehrt.

Täglich überzeuge ich mich mehr: Treue und wahre Liebe für ein liebenswerthes Weib, ist die sicherste Aegyde gegen die Gefahren des Lasters und des Leichtsinns. Theure Kinder! trefft eine richtige Wahl; liebt mit wahrer, reiner Empfindung; ihr werdet Erwiederung finden, und dann auch einen Schuzgeist besizen! — —

Arno.

Eine Erzählung

von

Friedrich Kind.

Als der Dichter * bey einer Sommerreise durch ** seinen Freund, den Hofmaler ***, auf dessen gelegener Villa besuchte, und nun beyde an der ländlich lucullischen Tafelrunde einander unter sechs Augen — denn die reizende Hausfrau nahm den dritten Platz ein — in die innere Werkstatt ihrer geistigen Schöpfungen bliken ließen, äußerte unter andern der Dichter: „Manchmal mag etwas verunglüken, wovon ich mir bey dem Empfängniß gutes verspreche; aber warlich, nimmer ist mir etwas gelungen, welchem ich gleich beym ersten Wurf mistraute!"

„Ich habe dasselbe erfahren;" — nahm der Maler das Wort — „und stimmt nicht auch das Leben mit der Kunst hierinn vollkommen überein? Der erste Blik fesselt oft Herzen an einander; aber er sollte sie, mein' ich, auch auf ewig trennen. Zweifle an Sympathie und Antipathie wer da wolle, niemand soll mir es einreden, daß wir auf den ersten Eindruk, den eine menschliche Gestalt auf uns macht, nicht wie auf das Wort

Wort einer Gottbegeisterten Pythia hören sollen. In diesem Moment wirkt der Dämon in uns noch frey; späterhin wird er oft gar durch das Geschwätz der kalten Vernunft, oder durch das Gaukelspiel der Sinnlichkeit, in seinen Wirkungen gehemmt."

Der Dichter wollte diese Sätze in Anwendung auf gesellschaftliche, ja sogar zärtliche Verbindungen nicht gelten lassen, und nannte den Glauben an ein solches Orakel des ersten Bliks, bey günstigem Ausspruch bedenklich, bey ungünstigem grausam. Doch hier fand er eine hartnäkige Gegnerin an der aufmerksam zu lauschenden Wirthin, die freylich hinlänglichen Grund in ihrem Innern vorfinden mochte, der Macht des ersten Blikes nichts vergeben zu lassen. Der Dichter vermuthete diesen Grund; denn er hatte gehört, daß die Malersfrau von vornehmer Geburt und sehr reich sey. Er bediente sich daher aller ihm verliehenen Rednerkünste, und brachte die freundliche Feindin endlich dahin, daß sie seinen Gründen und Spitzfindigkeiten nicht mehr zu begegnen wußte, vielmehr zu einzelnen Erfahrungen und — obwohl dieß zuletzt mit tiefer Wehmuth — zu erläuternden Beispielen ihre Zuflucht nahm.

"Hast

„Hast du“ — fragte sie endlich ihren Mann mit lieblichgesenktem Köpfchen, indem sie vom Tisch aufstand, und ihr Tuch vor die Augen hielt — „unsern lieben Gast nie etwas von dem unglücklichen Arno erzählt?“

„Gut, daß Du mich daran erinnerst.“ — versetzte der Maler sehr bewegt, und wandte sich an den Dichter. — „Morgen suche ich Ihnen Arno's Papiere zusammen; aber um diese ganz zu verstehen, müssen Sie erst Einiges über mein Zusammentreffen mit ihm und mit meiner Bianka hören!“

„Sie erinnern sich wohl noch von der Akademie des Barons Z., der unter allen seinen Landsleuten für den schönsten und ausgezeichnetsten jungen Mann gehalten ward. Er hieß mit dem Vornamen Arno, war der einzige Sohn des verstorbenen Generals, und der Bruder meiner nunmehrigen Frau. Seine Liebe zu den Künsten knüpfte zwischen ihm und mir erst Bekanntschaft, dann Freundschaft an, und bald mußte ich ihm versprechen, bei den nächsten Ferien mit nach seiner Heimath zu reisen, um seine Mutter und Schwester für ihn zu malen. Ich übergehe mit Stillschweigen, welchen Eindruck Bianka's erster Anblick auf mein Herz machte, und wie unendlich dieser Eindruck sich

später-

späterhin bei der Arbeit an ihrem Gemälde verstärkte; die, von unserer gegenseitigen Liebe, übersprungene Kluft äußerer Glücksumstände, der Augenschein, daß Bianka schon seit Jahren die Meinige ist, gibt Ihnen ja schon den Aufschluß unsers Lebens- und Liebes-Romans. Doch legt mir die Pflicht der heißesten Dankbarkeit die Erklärung auf, daß Arno allein es war, welcher uns so manche, nicht leicht zu beseitigende, Schwierigkeit glüklich besiegen half, und zulezt auch seine Mutter zu ihrer Einwilligung bewog.

„Er selbst war in Gemäsheit seiner Wünsche und Talente schon seit einiger Zeit beim Cabinet angestellt, und wurde nun, weil eben der Gesandte am **** Hofe mit Tode abgegangen war, mit einem geheimen Auftrage dahin abgeschickt. Wir erhielten anfänglich seine Briefe sehr ordentlich, größtentheils durch die Couriere; dann langten zu Zeiten mehrere Blätter davon zusammen an; endlich blieben sie gänzlich aus. Sie können leicht denken, daß wir hierüber in große Besorgniß geriethen. Doch alle, sowohl von Seiten des Hofs, als unsere angestellten Nachforschungen, brachten uns nicht weiter auf die Spur, als seine früheren eigenen Briefe, nämlich: daß er zulezt eine Reise nach dem Schlosse

Dr ***;

Dr***z unternommen habe. Ueber seine Zurükreise von daher war hingegen durchaus nichts Bestimmtes zu erfahren, ob sich schon mancherley dunkle Gerüchte verbreiteten. Jeden Falls schien er auf irgend eine Weise verunglükt zu seyn. Nach einiger Zeit erhielt ich jedoch aus dem Barfüßer-Kloster zu W. die Nachricht, daß man einen jungen schönen Mann, von einem Pistolenschuß, wahrscheinlich durch eigne Hand, getödtet, im nahgelegenen Walde gefunden habe; man überschickte mir zugleich einige Briefe *), die man versiegelt und an mich addreßirt, in seinem Taschenbuche gefunden hatte. Inwendig stand nichts, als: „Gute Nacht, ihr Lieben!" — Alles, was zu einer vollständigern Auskunft über sein trauriges Schicksal dienen kann, werde ich Ihnen morgen zustellen lassen."

Am folgenden Tage erfüllte denn auch der Maler sein Versprechen, und übersandte seinem Freunde die folgenden Blätter, deren Umschlag eine andere Hand, vermuthlich der Maler selbst, mit der Aufschrift:

Suleicha

bezeichnet hatte.

I.

*) Es sind die Nummern 19 bis 23.

1.

Nantchen kommt noch nicht nach Hermannsgrün zurück. Ich fand ihr niedliches Briefchen, das mir diese Trauerpost verkündigte, — eine süße Elegie im kleinsten Format, an welcher die Kunst nicht den mindesten Theil hat — nach meiner Zurückkunft von einem Spaziergange, und — gleich als müsse alles, was von Ihr kommt, doppelt gefällig erscheinen, hat mir der spielende Morgenwind eben jetzt, da ich noch einmal hineinsehen will, das goldgeränderte Blättchen entführt; es flattert um den Blumenkorb, den unter dem Spiegel eine schöne geformte Karyatide mir sinnig anbietet. — Doch ich habe den Schmetterling erhascht. —

O wie spricht aus jeden Ihrer Worte die reinste, unschuldigste Seele, und zugleich eine schwärmerische Liebe, wie fast auf dieser Erde nicht mehr wohnet! Sie wird, so sehr ihr Herz widerstrebt, noch einige Zeit länger von mir getrennt bleiben, weil eine, Gott weiß, woher? auf dem Rittergute des Onkels angelangte Fremde, die glänzensten Lustbarkeiten veranlaßt, welchen Nantchen, so gern ihre Mutter das vermied, durchaus beywohnen soll. Sie äußert sich über diese Fremde mit Bewunderung,

doch

doch zugleich mit ehrerbietiger Scheu; fast möcht' ich sie einer kleinen Eifersucht beschuldigen. Dennoch legt sie mir es dringend ans Herz, sobald nur möglich zu ihr zu kommen.

Ich weiß in der That nicht, ob — o ja, Ihr Lieben! ich weiß es nur gar zu gut, daß ich ohne das kleine Feenkind fast nicht mehr leben kann!

2.

Unsere Briefe haben sich begegnet, und da meinem Geschäft eine unerwartete Zögerung in den Weg tritt, so findet mich der Eurige immer noch hier.

Ihr fragt, wer dieß Nantchen, dessen ich so oft erwähnt, denn eigentlich sey, und scheint mein Verhältniß zu dem lieblichen Geschöpf nur für ein flüchtiges Abentheuer zu halten. So muß ich Euch doch wohl schon jetzt umständlicher beichten, ob ich dieß gleich lieber einer mündlichen Unterhaltung vorbehalten hätte, wenn ihr mein Bräutchen schon von Angesicht zu Angesicht kenntet.

Daß ich das reizende Mädchen auf einem Abstecher nach dem ***** Bade kennen lernte, wißt ihr schon aus meinen vorigen Briefen.

War-

Warlich, romantisch und wunderbar genug hat sich alles gefügt!

Ich machte damals, weil die bergige Straße eine andere Art Fortkommens erschwert, den größten Theil des Weges zu Fuße, Heinrich, Ihr kennt ja den troknen, ehrlichen Pommer, trug mir meine Reisetasche nach. Ermüdet kam ich bey schon einbrechender Nacht in den Gasthof zu Hermannsgrün an; dieses, zwar abgelegene, doch recht freundliche Dorf, giebt fast den Mittelpunkt der herrlichen Gründe ab, in welchen ich mich einige Tage, oder Wochen herumzutreiben gedachte. Kaum hatte ich mich hier mit Trank und Speise gelabt, als ich, unbekümmert um meine Umgebungen, das Bett suchte, und in festen Schlummer versank.

Etwa früh gegen drei Uhr mochte sich mein Körper hinlänglich erquickt haben; ich hörte in dem mystischen Zwischenzustande des ersten, ungewissen Erwachens, dichte neben mir eine leise, wunderbar liebliche Musik, die von nirgends recht eigentlich herzukommen schien, und zart, wie ein Engelstimmchen, zu meinen Ohren drang. Ich rieb mir die Augen, um gewiß zu werden, daß ich nicht noch träume; der unsichtbare Tonkünstler flötete noch einige Augenblicke fort, dann ward er wieder still.

Dürfte

Dürfte man in unsern Tagen nur halbweg mit Ehren au das fabelhafte Geisterreich glauben, ich hätte mich leicht überredet, ein Elfenconcert vernommen zu haben; so aber untersuchte ich höchst prosaisch mein Zimmer etwas genauer, und fand dieß nur durch einen Verschlag von einem andern geschieden. Ich schloß alsbald, daß jemand neben mir wohne, und ein Astloch ließ mich ein frisches jugendliches Gesichtchen, in Wahrheit den Kopf eines schlummernden Engels, entdecken, dem ein nicht minder schöner Arm zur Unterlage diente. Gern hätte ich in diesem Augenblick dem pfenniggroßen Astloch die Größe eines Guldens gegönnt; doch keine Fee sprang mir zu Hülfe; die Fortsetzung der schönen Büste blieb meinen Augen entzogen.

Mit dem festen Vorsatze, auf den Abend hier wieder einzukehren; kleidete ich mich an, um des schönen Morgens im Freien zu genießen. Weibliche Pantoffeltritte schallten von der Hausflur herauf; ich schärfte meine Ohren. Ein niedliches, schwarz geäugtes Zöfchen trippelte die Treppe herauf, grüßte mich im Vorbeygehen, und eilte mit dem Frühstük auf die fragliche Nebenthür zu. Dieß, und ein seidner Mantel, den ich durch die halb geöffnete Thür erblikte, bestärkte mich nvr noch fester in der

ange-

angenehmen Vermuthung, daß ich weibliche, und zwar ziemlich vornehme Nachbarschaft habe; ein im Schuppen stehender, völlig abgepakter Reisewagen, ließ meine Neugier noch näherer Bekanntschaft bey der Zurükkunft Befriedigung hoffen.

So unsäglich schön der Sonnenaufgang, und so paradiesisch die einsame Frühgegend war; so ward alles für mich doch noch weit paradiesischer, weil mir aus jeder Felsenschlucht, aus jeder malerischen Baumgruppe, das bewußte Engelsköpfchen entgegenlauschte. Lange blieb dieß blose Phantasie; aber nach Verfluß einiger Stunden gewahrte ich, nahe bey mir aus dem Gebüsch heraustretend, eine ältliche, noch schöne Frau, die — nun ja! von den blondgelokten Engel — der aber ein Knabe war — begleitet wurde.

3.

„Angeführt!" — sagte ich, mich mit meinem Verdruß selbst nekend, und belächelte im Stillen meine einstigen anatomischen Kunststudien, die mich nicht einmal Kopf und Arm eines Amors von dem einer Psyche unterscheiden lehrten. Indessen schied die beiden Lustwandelten nur noch ein kleiner Bach von mir, und

ich konnte nicht füglich umkehren, ohne selbst die Höflichkeit zu verletzen.

Das Frauenzimmer schritt nun ziemlich vorsichtig über den schmalen, etwas schräg herablaufenden Steeg; ihrem jüngern Begleiter aber dünkte dieß zu langweilig, und er nahm, mir fast gerade gegen über, einen Anlauf, herüber zu springen. Mochte nun aber das ängstliche Aufschreien der Mutter, da sie dieß gewahr ward, den kleinen Wagehals irre machen, oder reichten seine Kräfte wirklich nicht hin, genug! ich bemerkte im Nu, daß der Sprung misglüken müsse, und floh eiligst herbei, um ein Unglük zu verhindern. In der That konnte, wegen der am diesseitigen Ufer liegenden scharfen Steine, ein Fall sehr gefährlich ablaufen.

Ich fieng, mit dem einen Fuß ins Wasser tretend, den sinkenden Icarus glüklich auf, aber — denket euch selbst meine Ueberraschung, als das Gefühl meiner Hand, durch den zurükfliegenden Ueberrok des engelgleichen Wesens begünstigt, mich aufs unwidersprechlichste überzeugte, daß der Drang der Nothwendigkeit mich fast so kühn gemacht habe, als jenen Spani-

schen Ritter *), mit einem Wort, daß ich das jungfräulichste aller Mädchen umfasse.

So stand ich denn, mit dem andern Arm die verkleidete Schöne eng umschlingend, einige Secunden unbeweglich; Angst und Schaam, Verwirrung und Dankgefühl, jagten Rosen auf ihre Wangen, blitzten aus diesen himmlischen Augen, setzten den, vom leichten Gilet nur dünn bedeckten Busen in noch schnellere Wallung, bis ich endlich durch das Herzueilen der, zwischen Besorgniß und Freude getheilten Mutter bewogen ward, die liebliche Last aus meinen Armen in die ihrigen zu legen.

Es dauerte eine Weile, ehe die beiden zarten Wesen sich von ihrer Bestürzung erholten, und kaum war dieses geschehen, als sie sich vereint in zahllose Danksagungen gegen mich ergossen.

Aber warlich, der geleistete Ritterdienst war durch sich selbst schon allzureitzend belohnt, um mich über diese Lobpreisungen nicht erröthen zu las-

*) Vermuthlich der Spanische Grand, der, als die Königin vom Pferde geschleift wurde, ihr Knie berührte, um sie vom Steigbügel zu befreyen, und wegen dieser hochverrätherischen Kekheit fast mit dem Tode bestraft worden wäre.
A. D. H.

lassen. Ich suchte daher, ohne übrigens von der gemachten schönen Entdekung gegen die Mutter das mindeste zu verrathen — daß die Tochter mich nicht mehr für so unwissend hielt, sagte mir ihre Wangenglut, so oft sie mich ansah — dieß Gespräch abzukürzen.

„Ward es mir doch heute früh schon durch ein Engelstimmchen verkündet,“ — fiel ich ein, indeß meine Blike Nantchens zur Erde geschlagene Augen suchten und fanden — „daß ein Glük mir bevorstehe!“

„Durch ein Engelstimmchen?“ — fragte das holde Blondchen neugierig. — „Wie so?“ setzte die Mutter mit ungewissem Tone hinzu.

Ich erzählte ihnen nun, weil ich selbst einigen Aufschluß darüber wünschte, von der, in der Frühe zu mir herüber geschwebten Musik, und unschuldig freudig zog das Mädchen an einer seidnen Schnur eine niedliche Taschenuhr aus dem Westchen, die, nach einem Druk an die Feder, das niedliche Stükchen wiederholte, das mir in der Frühstunde eine Art von Tonzauber gedünkt hatte. „Denken Sie nur,“ — sagte die Holde dann unbefangen, obwohl ihrer Knabenrolle ein wenig vergessend — „vor einigen Wochen sehe und höre ich mit der Mutter in einem Galanterie-Gewölbe dieß niedliche Spiel-

zeug, und bald darauf, da die Mutter eben ausgegangen ist, wird mir's von unbekannter Hand überschikt."

„Du weißt ja, wie sehr Deine Pathin Dich liebt" — fiel die Mutter etwas ernst ein, und ihr Blik, welchen gleichwohl auch das Mädchen alsbald verstand, ließ es unentschieden, ob ihr nur das aus der Rollefallen des mädchenhaften Knabens, oder das, freilich sehr kostbare Uhrengeschenk selbst, Verdruß errege.

Doch genug für heute; Ihr habt doch längst errathen, daß der kleine, goldgelokte Seraph hienieden den Namen Nantchen führt!

4.

Eben so leicht werdet Ihr nach der gestrigen Einleitung darauf schließen, daß ich Nantchen und ihre Mutter in den Gasthof zurükbegleitete, und, sobald ich hörte, daß beyde sich in einem Hause des Dorfs ordentlich eingemiethet hätten, auch meinen Reiseplan gänzlich abänderte. Schon der erste Blik, den mir das Astloch auf die kindlich Schlummernde gestattete, noch mehr aber jene süße Trunkenheit, als die Zitternde mit hochklopfender Brust in meinen Armen lag, das Geräusch des Bergwassers mir Sphärenmusik dünkte, und ihr großes blaues Auge mich für

Au-

Augenblicke in den Himmel entrükte, hatte allen meinen Gedanken und Gefühlen plötzlich eine andere Richtung gegeben; ich fühlte mich jetzt schon glüklich, mit dem himmlischen Geschöpf dieselbe Luft einathmen zu können; ich fühlte es deutlich, meine Stunde hatte geschlagen.

Bey Nantchen gab mir denn auch schon die erste Zusammenkunft die freundlichsten Hoffnungen, und nur die Mutter behandelte mich mit scheuer Zurükgezogenheit. Indessen mußte am folgenden Morgen, da ich sie in ihrer neuen, nun bezogenen Wohnung aufsuchte, entweder auch sie mehreres Zutrauen gegen mich gefaßt, oder durch Nantchen den zufälligen Verrath ihres Geheimnisses erfahren haben; wenigstens hatte sich nun der niedliche Knabe, und zwar von nun an für immer, in das lieblichste aller Mädchen verwandelt. Auch erfuhr ich nach einiger Zeit von der Mutter selbst, daß sie die Wittwe des verstorbenen Hofraths von **** sey, und eine, den Verdiensten ihres Mannes angemessene Pension vom Hofe beziehe. Die Verkleidung der Tochter wurde nur beiläufig erwähnt, und für einen Scherz ausgegeben, wozu sie eine früher, in häuslichen Zirkeln gespielte Rolle, und die größere Bequemlichkeit auf der Reise, verleitet hätten.

So

So angenehm es übrigens für mich war, durch diese Demaskirung zugleich das Recht erlangt zu haben, dem Fräulein auch im gemeinschaftlichen Gespräch etwas von dem anzudeuten, was ich für sie empfand; so sehr es mir schmeichelte, als ich durch das listige Kammermädchen, das sich trefflich auf Liebeshändel zu verstehen scheint, heimlich zwar, doch unverlangt, es erfuhr: Fräulein Nantchen selbst habe auf Ablegung der männlichen Tracht bestanden, und nur mit vieler Mühe der Hofräthin die Erlaubniß dazu abgeschmeichelt; so war doch auch auf der andern Seite die leztere augenscheinlich viel zu klug und zu wenig romanhaft, um bey ihr nicht irgend eine verborgene Ursache vorauszusetzen. Allerdings grübelte ich hierüber — wie denn überhaupt die Liebe auch Kleinigkeiten so gern erklärt wissen will — verschiedentlich nach; da es jedoch vor der Hand unmöglich schien, etwas näheres zu erfahren, so verwieß ich meine Neugier zur Ruhe, und beschloß dagegen, von der günstigen Gelegenheit, die Einsamkeit, Landleben und die damit verbundene größere Ungezwungenheit des Umgangs mir darboten, bestmöglichsten Gebrauch zu machen. Die Hofräthin hielt sich in Hermannsgrün, so hieß es wenigstens, einer Molkenkur wegen auf; ich

sandte

sandte augenblicklich meinen Pommer zur Nachbringung meines Koffers und einer gewaltigen Kiste Selterbrunnen, in die Stadt.

Die auf diese Art angefangene und fortgesetzte Bekanntschaft brachte uns nun von Tage zu Tage einander näher. Ich begleitete meine artigen Nachbarrinnen auf allen Spaziergängen. Ich las ihnen bei trüben Tagen die neuesten Schriften vor. Ich entdeckte ihnen mit achtungsvoller Traulichkeit nach und nach selbst meine Familienverhältnisse. Die Mutter hörte mir gern zu, und bewies mir, auch in Hinsicht auf ihre Tochter, ein ehrenvolles Zutrauen; von Nantchen selbst ward mir so mancher süße Blik, so mancher erwiederte Händedruck zu Theil, und bald lag ihre reine, kindliche Seele so klar und offen vor mir, als der Wiesenbach, worinn sie ihr liebes Gesicht manchmal an meiner Seite spiegelte. Nichts fehlte noch zu unsern Glük, als das Geständniß dessen durch Worte, was sich unsere Blike, unsere Pulsschläge schon oft genug verrathen hatten. Doch auch hiezu verhalf uns bald die Gunst des Zufalls.

5.

Ich hatte mir eines Tags eine etwas größere Wanderung vorgenommen, an welcher die

Frauen-

Frauenzimmer wegen Rauheit der Gegend nicht Theil nehmen konnten, und wovon in einem Tage zurükzukommen, zwar möglich, doch kaum wahrscheinlich war. Ich äußerte daher am Abende vorher gegen die Hofräthin, daß ich vermuthlich erst übermorgen zurükkehren werde, und Nantchen flüsterte mir mit der guten Nacht noch die süße Bitte zu: „Wenn es eher möglich wäre!"

Ihr könnt denken, daß ich mit der Morgenröthe aufbrach und der Füße nicht schonte; doch sah ich erst spät, da bereits der Mond aufgegangen war, den Kirchthurm des Dörfchens wieder durch die Bäume bliken.

„Dort schlummert die Liebliche wohl schon, und die Liebesengel wachen an ihrem Lager!" — rief ich mit der innigsten Sehnsucht vor mich aus, als ich nun auch ihre Fenster gewahrte, — da entdeckte ich sie selbst auf einem Rasensitz, unter einer hohen Linde, die flüsternde Akazien mit ihren schlanken, silbergrünen Zweigen magisch umkränzten, einfach und weiß gekleidet, die Hände vor sich in den Schoos gelegt, und sinnig in die Gegend hinausblikend. Die, obwohl ungewisse, Erwartung hatte sie, wie ich nachher von ihr selbst erfuhr, nicht ruhen lassen, und die Mutter ihr auf vieles Bitten erlaubt,

laubt, in Begleitung des Kammermädchens — das aber gleich, da es mich erkannte, einem Johanniswürmchen nachsetzte, und erst an der Hausthüre wieder zum Vorschein kam — des Lindendufts zu genießen.

„Da bin ich wieder, liebes Nantchen!" — rief ich ihr entgegen, und breitete meine Arme nach ihr aus — „werd' ich oft so empfangen werden?" — Es kam über mich, als wäre sie schon mein, als kehrte ich heim in unsere gemeinschaftliche, friedliche Wohnung — ich wollte ihre Hand an meine Brust, an meine Lippen pressen, aber, da sie die andere mit aufblitzender Freude auf meine Schultern legte — und hätte die Mutter selbst am Fenster gestanden, ich hätte Nantchen umarmen, ich hätte ihre Lippen küssen müssen! Dieser Kuß dauerte aber wol etwas länger, als wir selbst ahneten — „Mein Nantchen! mein Arno!" riefen unsichtbare Liebesengel um uns — so meinten wenigstens wir, unserer selbst vergessend. Doch die klopfende Brust und der Blik beym Abschied verriethen es nur zu deutlich, daß es unsere eignen Stimmen gewesen waren.

6.

Endlich, nachdem Nantchen mich mehreremal an den versprochenen Besuch dringend gemahnt

hatte, habe ich, wenigstens der Sache nach, meine Abfertigung erhalten, und kann nun für mich selbst einige Wochen verwenden. Ich benuzte die Stunden bis zur Abreise auf das Gut des Onkels, Euch noch alles zu melden, damit ich, wenn ich bey Nantchen bin, nur von der Gegenwart schreiben darf.

Schon am Morgen nach unserer gegenseitigen Erklärung hielt ich mich für verpflichtet, unsre Liebe auch Nantchens Mutter zu entdeken. Meine Geliebte dankte mir für diesen Entschluß mit süßen Bliken, gestand mir, daß ihre Mutter mich sehr hochschätze, und machte, um nicht zugegen zu seyn, einen lang verschobenen Besuch bei dem Pfarrer des Orts.

Ich fand bei dieser Unterhaltung mit der Hofräthin nur noch mehr Grund, sie hoch zu achten, und sogar wie eine Mutter zu lieben. Sie sprach zu mir mit hoher Rührung und fast männlicher Festigkeit; sie unterrichtete mich, so wenig ich davon hören wollte, von dem, was ihre Tochter an äußerlichen Glüksgütern besitze, und was sie zu hoffen habe; sie erblikte in der Annäherung unserer Herzen eine höhere Leitung und äußerte freywillig, daß unserer baldigen Verbindung ihrer Seits durchaus kein Hinderniß im Wege stehe.

„Ich

„Ich danke der Vorsehung,“ — setzte sie dann, wie zur Erklärung, hinzu, — „daß sie meinem Nantchen einen edeln Mann schenkt, der ihre unerfahrne Jugend beschützen kann, und sie selbst einer entfernten Heimath zuführt. Sie ist rein und unschuldig, wie sie aus der Hand ihres Schöpfers hervorgieng. Doch — jetzt mögen Sie es wissen — zu meiner hiesigen Verborgenheit, und selbst zu Nantchens Verkleidung, bestimmten mich hinlängliche Gründe. Das Uhrgeschenk von fremder Hand, die ich ohnschwer errathe, hat mir die Augen geöffnet. Sollte es nöthig werden, gebe ich Ihnen deutlichern Aufschluß.“

Als Nantchen nach einem Stündchen zurük kam, und in meinen Bliken die Einwilligung ihrer Mutter deutlich genug lesen konnte, legte sie ihr blondes Köpfchen der Mutter stillschweigend auf die Achsel, und sah mit den zärtlichen Augen bittend zu ihr auf. — „Geh nur“ — sagte die Hofräthin lächelnd, doch eine Thräne im Auge — „die Blike der Mutter sind eben so mild und nachsichtsvoll, als das Mondlicht.“

Ihr könnt leicht denken, daß wir über diese mütterliche Schalkheit, obwohl in jener schönen Mondnacht belauscht, oder von Henrietten verrathen, doch eben nicht allzusehr errötheten, wohl

aber

aber die uns stillschweigend ertheilte Erlaubniß benutzten, und uns nun im Angesicht der sanften Mutter ans Herz sanken. Späterhin wurde auch unsere Verbindung noch vor meiner Abreise in die Heimath festgesetzt. Dessen ungeachtet wollte sich die Hofräthin durchaus nicht dazu verstehen, mit mir in die Stadt zurükzukehren, vielmehr wurde, da sie noch zuvor einige Briefe von dort erhalten hatte, von ihr beschlossen, auch von Hermannsgrün abzureisen, und sich einstweilen mit Nantchen nach dem, zehn Meilen von hier gelegenen Gute eines Onkels, des Oberforstmeisters von ***, zu begeben. Von dort soll ich mir nun mein Bräutchen holen, und schon schmettert das Posthorn die Straße herauf, das mich zu ihr abruft.

7.

Ich bin nun wieder bey Nantchen, und spätstens in vier Wochen wird sie mein Weib seyn, spätstens in zwey Monaten sollt Ihr sie kennen lernen. Auch die Hofräthin, welche sich hier wenig gefällt, wird uns, und ob sie gleich dadurch mit der Länge der Zeit vielleicht die Pension einbüßt, hoffentlich für immer begleiten. Sie hat nur die einzige Tochter, hängt an dieser, wie diese an ihr, mit ganzer, unge-

theil-

theilter Seele, und ist, ein wenig Aengstlichkeit abgerechnet, eine so herrliche, bei aller Weltklugheit doch für alles Schöne und Gute so warm fühlende Frau, daß ihre Gegenwart unsere Seeligkeit erst ganz vollkommen machen wird.

Hier im Schlosse des Oberforstmeisters, der von meinem Verhältniß zu Nantchen unterrichtet ist, und bey aller Rauheit seines Charakters an mir Geschmak zu finden scheint, geht es denn freilich ziemlich unruhig zu. Die sogenannte Faniska — doch von diesem — verzeiht den sonderbaren Ausdruck — in der That merkwürdigen Prachtstük, der Natur und Kunst verlohnt es sich schon der Mühe, etwas ausführlicher zu schreiben!

Wer diese angestaunte Fremde eigentlich ist, scheint für alle, den Oberforstmeister vielleicht ausgenommen, ein Räthsel zu seyn. Sie selbst giebt sich für eine, zu ihrem Vergnügen reisende Polin aus, macht zu Zeiten kein Geheimniß daraus, daß sie anders heiße. Sie spricht neben den Polnischen fast alle lebendige Sprachen, obwohl die unsrige mit einem fremden, ihr vortrefflichlassenden Dialekt. Sie singt und tanzt, wenn ich den Versicherungen einiger hier oft zusprechenden Officiere trauen darf, wie eine

Mara

Mara und Vigana, und malt, wie ich mich selbst überzeugt habe, wie Angelika, nur mit weniger weiblicher Zartheit.

Was ihr Außeres anlangt, so kann ich nicht läugnen, daß, als ich das erstemal mit ihr zusammen traf, ihre auffallende Schönheit, besonders die Allgewalt ihrer leuchtenden, ich möchte sagen, stechenden Augen, mich fast mit einer Art heimlichen Entsetzens erfüllten. Einen reizenderen Wuchs, gerade das Mittel zwischen üppiger Frucht und schüchterner Blüthe, blendendere Haut, einen mehr zum Kuß lokenden Mund, schönere Perlenzähne, ein reicheres, nächtlicher schwarzes Haar — eine ähnliche Lebhaftigkeit des Geistes, im Bunde mit jeder körperlichen Annehmlichkeit — eine gleiche Mischung von Scherz und Ernst, von einschmeichelnder Gefälligkeit und alles beherrschender Macht — könnt Ihr euch nicht denken. Sie fleht mit dem Silberton ihrer Stimme, indeß ihre Blicke der Erfüllung gewiß sind; sie scheint um jedes Herz zu werben, und ist sich doch bewußt, daß ihr alle sclavisch unterworfen sind; sie scheint jenem höhern Lichtreich entschwebt, und doch, wenn mein Gefühl mich nicht täuscht, trägt ihre Allgewalt etwas an sich, daß beinahe Grauen erregt.

Indeß scheint jetzt selbst Nantchen und ihre Mutter den geheimen Widerwillen, den sie anfänglich gegen sie gefaßt hatten, wenigstens größtentheils aufgegeben zu haben. Freilich kommt auch die, sonst so stolzscheinende Faniska ihnen mit der einschmeichelnsten Freundlichkeit zuvor, nennt Nantchen nur ihre Goldloke, bat sich jetzt ihre Zimmer gleich neben ihr anweisen lassen, und sogar angefangen, sie in Miniatur zu malen. Noch ist nur der trefflich gerathene Kopf fertig, und ich wäre auf die Ausführung wohl neugierig, da das Elfenbeintäfelchen dazu ein breites Oval ist, indeß geräth diese Arbeit, wie es scheint, in Vergessenheit.

8.

Wir sind noch immer hier, und mir kann das gleich seyn, da ich ohnedieß nicht hoffen kann, meine förmliche Abfertigung sobald zu erhalten. Auch gestattet man, ungeachtet der ziemlich lauten Freude, die hier einheimisch ist, unserer Liebe zu Zeiten den Genuß der Stille und ländlichen Ruhe, so daß wir die Annehmlichkeiten des Brautstandes gewissermassen in erhöheterm Grade genießen. Warum sollten wir unter diesen Umständen auch sogar eilen, die ohnedieß flüchtigen Rosenmonde des Lebens noch mehr zu verkürzen?

9.

Gestern hatten wir das Erndtefest. Es sollte, wie Faniska geltend zu machen wußte, zu Ehren des schönen Bräutchens, im Grunde aber zur Huldigung ihrer selbst, mit einem ländlichen Tanze gefeiert werden. Dieser artete jedoch, wie die Vornehmen denn gewöhnlich die ganze Stadt mit aufs Land bringen, in den schwelgerischsten Ball aus, und — aufrichtig muß ich es gestehen, vorher nie gewußt zu haben, was eigentlich Ball sey. Doch Dir, lieber Schwager, als Künstler, muß ich wohl den ganzen Hergang gleich von vorn herein etwas ausführlicher berichten.

Die Ballgesellschaft sollte sich Abends um sechs Uhr versammeln. Nantchen hatte mich schon um vier Uhr zu sich bestellt, um erst eine Weile bei ihr zu bleiben, und sie dann nebst der Mutter nach dem Saale zu begleiten. Ich fand die Blühende schon völlig bereit; Jugend, Anmuth, Unschuld und Sitte, fast bis zum Ideal erhoben! Wir plauderten und lasen dann ein wenig, diesmal in Geßners Idyllen, für welche Nantchen fast bis zur Schwärmerey eingenommen ist.

Nach einem Stündchen pochte Foniska an die Thüre, die ihr Zimmer von Nantchens

Woh-

Wohnung trennt, und rief: „Kommt doch herüber, Kinderchen! Einer Einsiedlerin, wie mir, wird doch auch zuweilen die Zeit lang!"

Als Nantchen die Thüre öffnete, hieß Faniska ziemlich übelgelaunt ihr Mädchen hinausgehen. Sie hat zwey dergleichen, ein paar sehr anziehende Geschöpfe, zu ihrer Bedienung. „Die Mädchen haben nicht das mindeste Geschick!" — rief sie Nantchen entgegen.

Ich trat hinter dieser herein. Faniska, in einem weit gefalteten, ziemlich offnem weißen Gewand, stand eben vorm Spiegel, hatte ihr rabenschwarzes Haar oben auf dem Scheitel mit der Hand gefaßt, und wandte sich so lächelnd nach uns zurük. Da sie noch mit Ankleiden beschäftigt schien, wollte ich zurükbleiben. Aber — „immer näher!" rief sie ganz unbefangen — „wir Polinnen" — sie sagte dieses so ernsthaft, als könnte kein Mensch auf Erden an ihrer Landsmannschaft zweifeln — „scheinen oft freier, als wir sind; bei den Deutschen Mädchen — meine süße Blondloke nehm' ich aus — ist der Fall oft umgekehrt." —

„Zudem" — fuhr sie mit einem gewissen spöttischen Pathos fort, das dem zauberischen Mund allerliebst kleidete, und ließ zugleich das lange Haar nachlässig über den Busen herabfallen —

„halte ich überhaupt jeden Bräutigam für einen unverwundbaren Achill, und nun erst der Bräutigam eines Nantchens!“

„Aber, sagt mir nur“ — fuhr sie, den Ton wechselnd, fort — wie ihr euch fandet! wie ihr euch kennen und lieben lerntet! Es ist erst fünf Uhr, und die Gesellschaft hat schon die Güte, auf uns ein wenig zu warten. Noch in meinem Leben sah ich kein junges Pärchen, das so ganz eigentlich im Himmel verbunden worden wäre. Macht eure Freundin auch zur Vertrauten!“

Wir gaben ihr nun wechselseitig einige Bruchstüke unserer Herzensgeschichte, und sie zeigte die theilnehmenste Aufmerksamkeit. „Ja, so eine Liebe!“ — fiel sie dann mit leidenschaftlicher Sehnsucht, wie in schwärmerischer Trunkenheit, ein — o was ist das Leben ohne sie?“ — Sie gieng einigemal im Zimmer auf und ab; ihre Augen flammten; sie umarmte Nantchen, und drükte dann meine und Nantchens Hand vereinigt an den vollen, nur von ihrem seidnen Haar verschleierten Busen. Ich zitterte über ihre Heftigkeit, über dieß Vergessen ihrer selbst, und glaubte auch an Nantchen dasselbe zu bemerken.

Ich weiß nicht, ob Faniska etwas davon in unsern Mienen las; genug, sie ließ augenbliklich meine Hand fahren, sah Nantchen lange

und starr in die Augen, und sagte mit hoher Empfindung: „O mögen Sie so glüklich werden, theures Fräulein, als Faniska es wünscht! — — Doch!“ unterbrach sie sich dann selbst — „Sie könnten mich aufflechten helfen, süßes Nantchen! Von einem solchen Bräutchen geschmükt, werde auch ich ein wenig gefallen!“

Sie klopfte bei diesen Worten Nantchen nekkend auf die Wangen, warf mit einer Art Züchtigkeit einen Schawl um Brust und Nacken, und kniete dann, ohne die Antwort abzuwarten, fast mit kindlicher Natürlichkeit vor Nantchen nieder. Ich erinnerte mich, — sey's dahin gestellt, ob ein guter oder böser Geist in mir waltete? — Deiner Magdalene, die mir auch jetzt noch weit wahrer und charakteristischer dünkt, als selbst Battoni's recht hübsches Blondchen, und ließ mich sogar verleiten, Faniska mit jener verführerischen Sünderin zu vergleichen. Kaum hatte ich diese, immer etwas doppelsinnige Schmeichelei über die Lippen gebracht, als die Zauberin, gleichsam, als hätt' ich sie dazu aufgefodert, eine Reihe schöner Magdalenenstellungen vor uns vorüberführte, und uns durch dieß anmuthige Spiel in ein fast mit Bangigkeit vermischtes Bewundern und Entzükken versetzte. Gleichwohl blieb sie durchgängig

in den Schranken des Anstandes, und nur am Schluß, da sie, gleichsam zum Himmel aufschwebend, sich mit ausgebreiteten Armen ein wenig erhob, erinnerte ihre vorgewandte Stellung, der in diesem Augenblik vom Busen zurüksinkende blaue Schawl, und ihr zündender, fast lüsterner Blik, meine Phantasie ziemlich störend an des bekannten Cignani: Potiphars Weib.

Faniska äußerte hierauf von selbst, daß es Zeit werde, sich zum Gehen anzuschiken, schlug augenbliklich ihr glänzendes Haar mit einem brillantenen Kamm zusammen, schlang noch einige Schnüre Perlen um den blendenden Hals, und war nun, mit Hülfe eines andern, noch prächtigern Schawls, so reizend gekleidet, als hätte sie sich Stunden lang vor dem Spiegel geschmükt.

Bey dem Balle selbst hielt sie sich anfänglich äußerst zurükgezogen, und schlug es, unter dem Vorwande eines leichten Kopfschmerzes, jedesmal aus, wenn sie aufgezogen ward. Nur, als nach Mitternacht Lust und Freude allgemeiner, und sogar etwas vorlaut ward, schien auch sie davon ergriffen. Wenigstens war sie jetzt durch Nantchens Bitten leicht zu dem Versprechen zu bewegen, etwas von ihrer Geschiklichkeit sehen

zu

zu lassen. Sie verschwand alsbald in ein Nebenzimmer, und schwebte nach einigen Secunden, wie verwandelt, ganz in Tricet gekleidet, ein Tamburin in der Hand, wieder in den Saal. Das Orchester fiel auf ihren Wink sogleich ein, und sie wechselte nun, in den vorgeschriebenen Pausen, Tanz mit Gesang. Doch über das: Wie? fragt mich nicht! Unter allen Zuschauern befand sich kein einziger, der nicht in Entzükken schwebte, und wenn das für einen Bräutigam Sünde ist, so war auch ich nicht ohne Sünde. Aber mein Gewissen ist ruhig, hat mir doch Nantchen selbst wegen dieser Sünde noch beim Abschiede unter manchem Kuß volle Absolution ertheilt.

10.

Sowohl ich, als Nantchen und ihre Mutter, sehnen uns weg von hier, wo augenscheinlich aus Rüksicht auf Faniska's uns unbekannte Verhältnisse, des Herumtreibens kein Ende ist. Gleichwohl zeigt sich mir ein unvermuthetes Hinderniß. Der Prinz Rudolph, der sich seit einigen Tagen im strengsten Inkognito auf einem benachbarten Jagdschlosse aufhält, ladet mich zu sich ein, und läßt mich errathen, daß er auf einige Wochen meine Dienste zu einem gewissen,

ihm

ihm äußerst wichtigen Geschäfte bedürfe. Er versichert zugleich, meine förmliche Abfertigung bei Hofe könne erst in Monatsfrist erfolgen, und nimmt in dieser Hinsicht alle Verantwortlichkeit auf sich. Alles, selbst seine Anwesenheit, soll jedoch streng geheim bleiben; nicht einmal einen Bedienten soll ich von hier mitbringen. Ich bin diesem geistreichen Prinzen große Auszeichnung schuldig, und bei dem Verhältnisse unsers Hofes zu ihm, das Ihr vielleicht errathet, muß mir sein Wunsch für Befehl gelten. Noch heute reise ich ab. Wäre der Abschied von Nantchen nur schon vorüber! Doch diese Trennung ist ja so kurz, ist die letzte! Nantchen, der ich meine Reise als unerläßlich vorgestellt habe, tröstet sich auch hiemit, und doch scheint ihr die Scheidestunde centnerschwer auf dem Herzen zu liegen.

11.

Der Prinz ist über meine Gefälligkeit, wie er es nennt, entzükt, und verschwendet an mich die schmeichelhaftesten Versicherungen seiner Gnade und seines Zutrauens. Der Auftrag, zu dessen Ausführung er mich bestimmt, ist mir selbst noch nicht ganz klar. Ich soll die Fürstin L., deren verstorbenem Gemahl der Prinz große Verbind-

bindlichkeiten schuldig seyn will, mit den Verwandten dieses ihres Mannes auseinander setzen. Mich hat er, anderer Gründe, die seine Zuversicht auf meine Talente ihm angeblich darbietet, zu geschweigen, zu diesem Geschäfte erlesen, weil ich der Sprache jenes Landes vollkommen mächtig sey, und es hiebei besonders der Deutung verschiedener wichtiger Urkunden bedürfe. Morgen reise ich nach dem Schlosse Dr — tz ab, das ich bis jetzt kaum nennen gehört habe. In drei Wochen, meint der Prinz, könne diese Angelegenheit ins Reine gebracht seyn.

12.

Ich bin, troz der abscheulichen Landstraßen und eines Umwegs von sechszehn Meilen, den ich nach dem Wunsche des Prinzen einer andern Angelegenheit halber nehmen mußte, glüklich am Ort meiner Bestimmung angelangt, und nur das einzige beunruhigt mich, daß ich in W — keinen Brief von Nantchen vorfand, wie ich doch noch vor meinem Abgange von dem Jagdschlosse schriftlich mit ihr ausgemacht hatte. Ist meine Unruhe hierüber, oder was ist sonst daran schuld, genug, ich dünke mich in einen der abscheulichsten Winkel der Erde verwiesen. Das alte, bis zum Verirren weitläuftige Schloß, blikte

blikte mir schon von außen mit seinen grünverschimmelten Thurmknöpfen, mit seinen Storchnestern auf den Giebeln, nicht im mindesten einladend, entgegen. Auch stimmten die Umgebungen: finstre, keinen Sonnenstrahl durchlassende Alleen, wild verwachsne, immer feuchte Fußpfade, Schilf statt Grases, Moor statt Wiese, kurz Alles und Jedes, mit dem Gebäude auf das passendste überein, und selbst die im Innern desselben herrschende schwerfällige Pracht, auf eine ganz eigne Weise mit Geschmacklosigkeit und sogar Unsauberkeit innig verschwistert, macht einen sehr widrigen Eindruk. Der, mir zu Zeiten zu Theil werdende Besuch eines alten Mönchs, der hier zugleich die Stelle des Archivars begleitet, und mir, nachdem er meine Beglaubigung geprüft hat, ganze Stöße halb vermoderter Urkunden zuschleppt, trägt nicht im mindesten dazu bey, mich in angenehmere Stimmung zu versetzen. Schon habe ich einige der alten Pergamente, nicht ohne Mühe, entziffert, ohne doch das mindeste, auf den Hauptpunkt, um den sich alles dreht, Bezug habende aufzufinden, und noch will weder die Fürstin L., als deren Bevollmächtigter ich auftrette, noch jemand von den feindlichgesinnten Anverwandten, sich zeigen.

13.

13.

Noch immer sendet mir mein Banquier in W. keine Briefe von Nantchen, ob ich ihm schon aufs dringendste zu sofortiger Uebersendung alles Eingehenden angewiesen habe. Doch kündet mir der Castellan an, daß, einer Staffette zu Folge, die Fürstin noch heute eintreffen wird. Fast reut es mich mit jeder Stunde immer mehr, mich dem Willen des Prinzen gefügt zu haben. Bey etwas weniger Ehrsucht wär' es doch wohl möglich gewesen, einen Ausweg zu finden.

14.

Ich bin in der heftigsten Unruhe, die fast bis zur Angst steigt, ohne mir den Grund gänzlich erklären zu können. Doch auch Ihr werdet wenigstens erstaunen, wenn Ihr hört, daß die nun angekommene Fürstin, oder die, welche man dafür ausgiebt, Faniska ist! Noch kann ich keinen Zusammenhang finden; noch weiß ich selbst nicht, was ich denken soll; aber doch ist's mir fast, wie einst im Fieberparoxismus, da mich meine erhitzte Phantasie in ein heftiges Schlachtgetümmel versetzte. Wie damals die Schwerdter in finstern Nebeln zwischen schwarzen Felsschluchten, um mich würgten; wie ich selbst blindlings mordete, und nur am Geächz

der

Sterbenden mit Grauen gewahr ward, daß ich meinen, damals schon längst verschiedenen Vater, daß ich Dich, lieber Bruder, daß ich irgend einen andern meiner liebsten Freunde getödtet habe; so scheint auch jetzt eine dunkle Hand mich ergriffen, und in ein düsteres Gewühl geschleudert zu haben, aus welchem mir wohlbekannt warnende Stimmen, aus welchem auch Nantchen mir ängstlich zuruft.

Doch bin ich nicht bedauernswerth, daß ich mich von meinem Mismuth über das Ausbleiben der erwarteten Briefe, von meinem Verdruß, daß man wenigstens eine Art von Comödie mit mir gespielt hat, zu so trüben Vorstellungen hinreißen lasse? Ich glaube, so schwach ist man nur, wenn man liebt. Sollt' ich vielleicht hinzusetzen: und kein gutes Gewissen hat? — Nein, sey sie verführerischer, als Leda und Helena — —

15.

Wie man so oft thöricht ist, lieber Bruder und Schwester! wie eine beunruhigte Phantasie oft Gespenster erblikt, wo einer weniger leidenschaftlichen Stimmung nur freundliche Genien lächeln würden! Ist es denn ein Verbrechen, geistreich und schön zu seyn? oder ist's weniger

ver-

vergönnt, an den Götterschöpfungen der ewigen Meisterin Natur, als an den Gebilden ihrer Nachahmerin, der Kunst, sich zu weiden?

Doch genug des Grübelns! Ihr, deren Sinne weniger befangen sind, als gestern die meinigen, werdet ohnedieß in dem, was ich schrieb, hinlänglichen Stoff zu Ergüssen Eurer muthwilligen Laune, und es gar nicht so furchtbar finden, mit einem der reizendsten irdischen Wesen unerwartet wieder zusammen zu treffen. Wahrhaftig, ich möchte jetzt Faniska im Stillen knieende Abbitte leisten; denn die Mächtige, die ich in einer sonderbaren Anwandlung für eine böse Zauberin hielt, ist für mich die wohlthätigste Fee worden; mit andern Worten, sie selbst hat mir Grüße, und — ohne jedoch den Auftrag hiezu zu befolgen — Küsse von Nantchen, hat mir ein zärtliches Briefchen von der Geliebten überbracht. Allem Anscheine nach sind einige frühere fehl, oder gar verloren gegangen, was bei der Unordnung des hiesigen Postwesens freilich nicht auffallen kann.

Nantchen scheint etwas traurig, etwas unruhig zu seyn; sie schreibt auch, daß ihre Mutter seit einiger Zeit wieder ängstlich sey, obwohl sie keinen Grund davon angebe — doch, spricht nicht aus jedem ihrer Worte die zärtlichste,

treueste Liebe? und würde es denn meinem Herzen wohl thun, wenn Nantchen die Schmerzen der Trennung so gar leicht zu ertragen wüßte?

Aber ich muß euch nun wohl auch von der ersten, so gefürchteten Zusammenkunft etwas melden. Kurz nachher, als ich gestern abbrach, trat Faniska's Mädchen herein, und beschied mich lächelnd, mit einem Knix, der meine Neugier und Verwunderung beschwichtigte, zu ihrer Gebieterin. Faniska schrieb, da ich eintrat, und hatte den Kopf nachdenkend untergestüzt, wendete sich aber augenbliklich zu mir, und frug mit einem Blik, aus dem alle Liebesgötter ihre Pfeile abzudrücken schienen: „Nicht wahr, mich hätten Sie nicht erwartet?“

„Hierüber,“ — fuhr sie augenblicklich fort — „so wie über alles, was Sie sonst wissen müssen, ein andermal; jetzt allein zu den Angelegenheiten Ihres Herzens! Dieses Briefchen von einem gewissen blondlokigten, heißgeliebten und heiß wiederliebenden Mädchen, und so manches — troz kleiner Eifersucht — zu mündlicher Bestellung“ — sie legte dabei den schönsten aller beringten Finger, die es geben kann, mit schalkhafter Tändelei an die rosigen Lippen. — „Doch ich muß jezt schreiben, und Sie werden

ja

ja lesen wollen! Sie kommen doch wieder, wenn ich darum bitte?"

Nach diesen Worten trieb sie mich wieder zur Thür hinaus; und ließ mir kaum Zeit, die Hand der stralenden Liebesbotin dankbar an meine Lippen zu drüken.

16.

Ich bin aufs neue in ein Chaos verworrener Ideen gerathen, in dem ich mich beinahe selbst verliere. Daß irgend ein verdektes, unsicheres Spiel hier getrieben werde, kann mir nicht entgehen, aber mit wem? mit Faniska's Anverwandten, und nur mit diesen? nicht vielleicht auch mit mir?

Der Schleier des Geheimnisses, wenigstens ein Theils desselben, ist gefallen — und ein Gott oder ein Marmorblok müßte ich seyn, wenn ich ruhig wäre! Faniska hat mir heute unbefangen gestanden, daß sie nicht die Fürstin, wohl aber die Schwester derselben, und — ein bischen Jugend abgerechnet, meint sie — ihr täuschend ähnlich sey. Jene selbst, versicherte Faniska, sey nie auf dieses Gut, nie mit den Verwandten ihres Mannes zusammen gekommen, und wisse sich weniger in dergleichen Angelegenheiten zu benehmen, sie aber habe man auch da-

rum mit zu ihrer Stellvertretterin gewählt, weil man von ihrem Aeußern sich, aus allzugünstiger Vorstellung, einige Einwirkung auf die Gegenparthei verspreche.

„Und könnten Sie" — setzte sie dann ernster werdend hinzu, indem sie vor sich zu Boden sah, und ihre warme Hand leicht auf die meinige legte — „Sich keinen Grund denken, warum ich mich dieser Rolle so willig unterzog?" Sie athmete tief, und fuhr mit dem zärtlichsten Feuer fort: „Arno! keinen Grund, warum die stolze, an Weichlichkeit gewöhnte, geschmeichelte Faniska diese beschwerliche Reise nicht scheute?

Es war mir unmöglich, sie länger zu misdeuten. Wie ein elektrischer Blitz zukte es durch alle meine Nerven; das schönste Weib der Erde stand Liebe um Liebe bietend vor mir, und ihr gewaltiges, jetzt schmachtendes feuchtes Auge ruhte mit unsäglichen Zauber auf mir.

„Wenn ich Sie verstehe, Faniska!" — antwortete ich, doch mit einem weniger festen Tone, als ich wohl gesollt hätte — „mir schwindelt vor einem Gedanken, der — "

„Reden Sie nicht aus, Arno!" — unterbrach sie mich mit der weichsten Stimme, mit der hinreißendsten Gutmüthigkeit — „halten Sie mich immer für stärker, als ich bin! Es ist so

bes-

ter! besser für Sie, für uns beide! — Aber wenn Sie mich erriethen — könnten Sie mich verdammlich finden, weil eine Glüklichere mir zuvorkam?"

„Arno, Arno!" setzte sie dann heftiger hinzu, indem ich Wahnsinniger den Druk ihrer Hand erwiederte — Jetzt nicht! o, um aller Engel willen, jetzt keine Antwort!" —

Sie riß sich heftig von mir los, warf mir im Fortschreiten über die Achsel noch einen Blik zu, für den ich umsonst ein genügendes Wort suche, und entfloh dann durch eine Seitenthür, die sie inwendig verriegelte.

17.

Faniska scheint zu zürnen! Sie ist einige Tage völlig unsichtbar für mich gewesen. — Von unserm Erbtheilungsgeschäft scheint kaum mehr die Rede zu seyn, und vielleicht ist alles —

Wenn sie mich liebte — wenn die Krone der Schönheit, wenn dieß stolze, in Glut und Zärtlichkeit getheilte Herz mein würde — wenn ich an Nantchen kein Verbrecher wär —

Ach, wohin wird das noch führen?

18.

Man sage doch ja nicht, Weiber sollen nicht gefallen wollen; die bemerkte Absicht zerstöre den

Zauber. Dieß ist nur ein Nothbehelf der Häßlichkeit, der Bequemlichkeit und des Kaltsinns; dies ist einer der vielen albernen Machtsprüche, deren sich die Diätetiker der Seele, die alles nach dem Richtmaaß ihres abgestumpften Gefühls messen, schuldig gemacht haben. Ich gebe es zu: von dem Bestreben, allgemein erobern zu wollen, mag der Satz gelten; aber der Liebende, der es weiß, oder wähnt, ein liebenswürdiges, wenigstens von ihm dafür gehaltenes Wesen, biete alle ihre Reize; ja selbst die Hülfsmittel des weiblichen Putzes auf, ihm zu gefallen, ihn zu entzüken, ihn nur noch enger an sich zu fesseln, ist in meinen Augen immer beneidenswerth! Lieh doch selbst die Götterkönigin von Cytheren den verschönernden Gürtel!

Doch wozu jetzt das alles? Wollte ich Euch doch nur sagen, daß Faniska heute, da sie mich zu sich rufen ließ, durch ihre Kleidung, durch ihr ganzes verführerisch frommes Wesen, die reizendsten Magdalenen mir ins Gedächtniß zurükrief. Ach, wohl hatte ich in jenem Augenblike zuerst meine leidenschaftliche Schwäche verrathen! — Und geschah das jetzt so ganz ohne Absicht? und für wem wollte sie reizend seyn? Warlich der alte, der Welt abgestorbene Castellan,

stellan, der eisgraue Mönch, beide sähen sie wohl lieber im härenen Bußgewand!

Was mir noch einigermaßen auffiel, und mich wunderbar befieng — auch Faniska ließ heute, vor sich hin tändelnd, ein ähnliches Spielührchen seine Künste zeigen, wie ich bei Nantchen zuerst sah. Sie allein besitzt dieses, wie sie behauptet, für ihr Geld. Alle übrigen, die aus England gekommen sind, soll der Prinz Rudolph sogleich aufgekauft haben.

19.

Faniska ist abgereist, unter mir brennt der Boden, und doch darf ich, ohne vom Prinzen Antwort zu haben, das Schloß nicht verlassen. Es wird mir immer heller, daß man mit mir nur ein schändliches Spiel getrieben hat; aber noch kann ich nichts thun, als mit den Zähnen darüber knirschen.

Gestern Mittag ließ mich Faniska einladen, mit ihr zu speisen. Sie war dießmal ganz einfach, in dunklem Sammt, das Haar in ein Silbernetz geschlagen. Einige Rechnungen, welche wir nach Tische durchgehen wollten, lagen auf ihrem Secretair.

Unsere Unterhaltung während der Mahlzeit war die heiterste, aber auch unschuldigste von der

Welt; der finstre Schloßmönch hätte zugegen seyn können!

Als wir aufstanden, nahm Faniska ihre Laute und sang einige italienische Arien, legte aber, da eben der Gesang eine heimliche glühende Liebe zu athmen anfieng, das Instrument aus der Hand und hielt inne.

„O fahren Sie fort, Zauberin!“ — bat ich, mich vergessend.

„Schwelger! Grausamer!“ rief sie nun plötzlich erglühend, und sprang vom Divan auf — „willst Du Dich an meiner Quaal noch weiden? Verschmähst Du noch immer ein Herz, das Dich anbetet, und bewahrest Deine Schwüre einem Kinde, das, bei allem Schein sittiger Unschuld, längst schon zu dem Serail des Prinzen gehörte? — O komm an mein Herz — fühle es, wie ein liebendes Weib lohnen kann!“ —

Ich war meiner nicht mehr mächtig. Der Verdacht gegen Nantchens Treue, der in diesem Augenblike der Betäubung plötzlich auf mich eindrang, und Faniska's blendende Schönheit — ich stand, ohne einen Gedanken in mir aufzufinden, wie in einem magischen Kreise.

Jetzt warf sich Faniska in Sapphischer Glut vor mir nieder, und hob ihre Arme leidenschaftlich nach mir auf; durch Zufall, oder durch

diese

Bewegung, sprang die Steinrose, die das knappe Gewand auf der Achsel zusammen hielt; die blendendsten Reize athmeten mir wallend entgegen, aber auch Cignani's Suleicha *) drängte sich aufs neue widrig mir auf! Mein Schutzengel trat mir wieder zur Seite.

„Buhlerin!" — rief ich, mich ermannend, und entriß mich ihren umschlingenden Armen. — „Verläumderin eines Engels!"

Sie sandte mir einen Blik nach, in welchem die ganze Hölle aufloderte, und wenig Stunden darauf fuhr sie ab.

20.

(Von der Hand der Hofräthin.)

Kommen Sie eiligst zurük! Man hat Ihre Abwesenheit benutzen wollen, Nantchen dem Prinzen Rudolph in die Hände zu spielen. Er war es, dessen Nachstellungen ich schon längst fürchtete. Die bezwekte Entführung ist zwar durch den Muth Ihres treuen Dieners, der seit Ihrer Abreise uns für seine Herrschaft anzusehen schien, vereitelt worden; aber der Schrek hat

*) So soll, nach rabbinischer Ueberlieferung, die Frau des Potiphar geheißen haben.

A. d. H.

Nantchen auf das Krankenlager geworfen. Zwar scheint sich die Krankheit zu brechen; doch sehnt sie sich unaufhörlich nach Ihnen, und vor Ihrer Zurükkunft ist kaum auf Genesung zu hoffen.

21.

(Von Faniska's Hand.)

Sie waren der einzige Mann, vor dem ich kniete! Brüsten Sie sich mit dieser Erinnerung! —

Ihr blondes Fräulein ist rein, wie die Sonne, obwohl der Prinz eine lächerliche Leidenschaft für die Kleine gefaßt hat. Das gute Kind liebt Sie; es betet Sie an. Ich kam auf das Rittergut, um Nantchen in die Hände des Prinzen zu spielen, dem ich diesen Wankelmuth großmüthig verzieh. Der Bräutigam trat uns unvermuthet in den Weg, und die Mächte der Hölle entzündeten mein Herz, daß ich den lieben mußte, den ich zu betrügen gekommen war. Ich versprach Opfer für Opfer. Das Bild des sittigen Bräutchens, — Sie verzeihen mir doch? — zu einer Danae verwendet, sandte ich dem Prinzen. Der fürstliche Freund glühte noch höher auf. Nantchen sollte sein, Sie und jenes Schloß mit allen seinen reichen Umgebungen,

sollte

sollte mein seyn! — Daß Ihre und Nantchens Briefe mir nicht entgehen konnten, errathen Sie wohl! Den weitern Erfolg wissen Sie; aber noch nicht, wie eine Italienerin liebt. —

22.

(Von Nantchens Hand.)

Mein Arno! mein! Ich bin schwer geprüft worden, seit Du mich verließest. Man hat mir auch Deine Treue verdächtig machen wollen; aber ich habe nie im Glauben gewankt. — Ach, sollt' ich Dich nur noch einmal sehen! — Ich bin wieder sehr krank; doch sey ruhig! Vielleicht — Ich kann kaum noch die Feder halten. Müßt' ich auch so jung sterben — Doch ewig Dein, und Du mein!

23.

(Von unbekannter Hand.)

Vor zwei Stunden hat Fräulein Nantchen hier auf dem Schlosse, unter den schreklichsten Zukungen, ihre reine Seele ausgehaucht. — In einem Glas Limonade ward das liebenswürdigste aller Mädchen vergiftet. — Die unglükliche Mutter scheint die Sprache verloren zu haben, und ist von der Leiche nicht zu trennen. — Das Kammermädchen und zwei Bediente

diente sind eingezogen. Henriette hat auf die, vor drei Wochen von hier verschwundene Faniska bekannt. Man will diese vor einigen Tagen im Schloßwäldchen wieder gesehen haben. — Eben sprengt der Prinz todtenbleich über die Wallbrücke. Furien scheinen ihn zu verfolgen. —

Der Rheinfall.

Von
August Lafontaine.

Ich weiß nicht, ob der Zufall, der sogar in dem Leben der weisesten Männer eine größere Rolle spielt, als sie wohl denken, oder ob seine Schicksale, oder seine Philosophie, oder seine Narrheit den Grafen von Tengenbach bewogen, sein Schloß und seine Grafschaft, die in der schönsten Ebene an der Donau lagen, zu verlassen, und mit seinem Sohne, dem Doktor Schott und einem Bedienten die Donau hinauf in den Schwarzwald zu ziehen, wo die Quellen der Donau, des Neckars und der Kinzing entspringen, wo er nahe bei Sankt Georg ein kleines Ding von einem Schlosse in einer wilden, öden Gegend hatte. Es ist wahr, die Schicksale, die der Graf erlebt hatte, konnten einen weisen Mann wohl in die Einsamkeit treiben; denn alles, was andern Menschenkindern wohl geräth, nahm in des Grafen Leben eine ganz verkehrte Wendung; weil, sagt der Bediente, der seinen Herrn unbeschreiblich liebte, weil

weil er alles verkehrt angriff. Der Graf meinte, daß jeder weise Mann das Leben so angreifen sollte. Denn, lieber Doktor, sagte der Graf: es ist schlimm genug, daß die Natur vor den Wagen des menschlichen Lebens das allerübelpassendste Gespann gehängt hat: die erhabene Vernunft oder Philosophie, die aber so schwach und kraftlos ist, daß sie den Wagen in jedem Schlammloche, oder bei jedem Stein im Wege, stehen läßt; daneben zieht die Klugheit, die nie ziehen, sondern immer am Wege weiden will, und voran die Leidenschaft, die bald störrig wie ein tückisches Maulthier, bald wild wie ein Sturmwind den Wagen vom ebenen Wege ab in Abgründe, auf steile Höhen so gewaltsam wegreißt, daß die Vennunft niederfällt, die Klugheit sogar weggerissen wird, und man Gott danken muß, wenn nicht der ganze Wagen zertrümmert wird.

Der Graf dachte und sprach nicht nur so, wie die weisesten Männer auf Kanzeln und Kathedern. Nein. Er war überzeugt, die Weisheit müßte nicht nur gelehrt, sondern auch geübt werden, und so, da er vier und zwanzig Jahre alt war, nahm er eine Frau, nicht die er liebte — denn lieber Doktor, sagte er: die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts ist

ein

ein so erhabenes Geschäft, daß es ein Jammer ist, daß es die Natur der Leidenschaft, und wie mich dünkt, der schlimmsten übergeben hat, und da für das Glück und für den Charakter des Kindes so sehr viel auf die gehörige Krasis und Mischung der Charaktere der Aeltern ankommt, so —

So wählte er nach diesen Grundsätzen ein armes Mädchen, das aber jung und gesund war und alle die Eigenschaften hatte, die er verlangte. Er liebte seine junge Frau; denn trotz seiner Weisheit hatte die Liebe doch den größten Theil an seiner Wahl gehabt; aber er verbarg nicht allein sich selbst, sondern auch seiner jungen Frau, daß er sie liebte. Er sagte ihr sogar, was seine Wahl geleitet hatte.

Die Gräfin lachte; aber sie setzte ihren Kopf darauf, ihren Mann zum Geständniß seiner Liebe zu bringen. Der kürzeste Weg dahin schien ihr die Eifersucht. Die junge, hübsche Frau gebrauchte den vertrauten Freund ihres Mannes, ihren Mann eifersüchtig zu machen. Der Graf, der es merkte, lächelte dazu wie ein Weiser. Kurz, die drei spielten ihre Rollen so lange, bis aus dem Scherz Ernst wurde. Der Graf wurde eifersüchtig, aber zu spät.

Er traf seine Frau in seines Freundes Armen. Sie erklärte ihrem Manne mit Thränen des Zorns, daß er sie so weit gebracht hätte, und daß er weder Liebe, noch Treue verdiene.

Sie wurden geschieden; die Frau heirathete des Grafen Freund, und wurde eine tugendhafte Frau und Mutter. Der Graf, betrogen von der Liebe, von der Freundschaft, das Mährchen und der Spott der ganzen Gegend, entschloß sich ins Gebirg zu ziehen, und durch eine weise Erziehung seinen Sohn gegen die Unglücksfälle des Lebens zu waffnen, die ihn unglücklich gemacht hatten.

Da alle Anstalten in und um das Schloß her gemacht waren, die der Graf für nöthig hielt, sich mit seinem Sohne getrennt zu halten von der Welt, so fing er das Erziehungswesen mit seinem Moritz an. Er war nicht, wie die meisten Erzieher, welche die weisesten Bücher über die erste und höchste der Wissenschaften, die Erziehung, schreiben, und um ihre Kinder sich gar nicht bekümmern; sondern er wollte beides, schreiben und thun. Da nun die Erziehung des Kindes ehe es geboren ist, dem Grafen fast wichtiger schien, als die nach der Geburt; da weiter jeder Punkt zwischen ihm und dem Doktor erst erwogen, dann besprochen,

dann

dann durchdisputirt wurde, und der Graf wegen seiner natürlichen Weichherzigkeit, die er selbst den Bankert der Tugend nannte, weil sie der Teufel eben so oft in seinen Kram braucht, als die Tugend selbst; — weil er also aus Weichherzigkeit dem Doktor die eine Hälfte seiner Einwendungen zugab, so daß der arme Graf oft selbst nicht mehr wußte, an welcher Seite der Gasse er ging, als ginge er in den engen Gassen Venedigs; so nahm die Erziehung vor der Geburt Moritzens mehr als neun Monate weg, und da Moritz schon zwei Jahre alt war, als sie das Schloß betraten; so sieht jeder, der rechnen kann, ein, daß die Erziehung, die der Graf und der Doktor für den Kleinen bestimmten, sein Leben niemals einholen würde, und der Bediente des Grafen, Namens Johann, ein schlichter und weichherziger Mensch, erzog während deß den Knaben so gut er konnte, so, daß Moritz, wie die beiden Herren bei den Windeln des Neugebornen eben heftig disputirten, jauchzend in seine ersten Hosen sprang, und mit einem tüchtigen Butterbrode in den Backen und der Hand, der Untersuchung über die Eigenschaften seiner Amme selbst beiwohnte.

Es wurde in der gelehrten Session beschlossen, dem Kinde am Ende des ersten Jahres

einen Hofmeister und einen Spielgefährten zu geben, und nachdem man die Eigenschaften, die Tugenden, die Talente, die Geistesgaben und die Kenntnisse beider zu Papiere hatte, zweifelten beide selbst, ob auf der Erde so ein Paar Menschen zu finden seyn würden; Johann in seiner Einfalt hatte, ohne ein Wort von dem allen zu hören, ihre Wünsche erfüllt. Moritz hatte einen Hofmeister, der so ehrlich, so treu, so großmüthig, so fromm war, das Talent des Mährchenerzählens in einem so hohen Grade besaß, die Querpfeife fertig blies, und dazu seinen Eleven so sehr liebte, als es beide Philosophen nur wünschen konnten. Es war Johann selber. Seinen Spielgefährten hatte Moritz auch, besser sogar als ihn die Philosophen gewünscht hatten. Er war so ehrlich, so treu, liebte seinen Kameraden so sehr, war so geduldig, und dabei so tapfer und muthig, und selbstständig zugleich, wie es nur möglich war. Eben war Moritz von ihm abgestiegen, lag mit ihm in der Sonne und theilte sein Vesperbrot mit ihm. Es war ein großer dänischer Jagdhund, Roland mit Namen, der sogar zuweilen des Kleinen Hofmeister spielte, wenn es dem einfiel den Tyrannen zu machen.

Moritz hatte im Sommer so viele Geschäfte rings um das alte Schloß her; denn die Eigenschaft seines Vaters, von jedem Dinge den Grund zu wissen, und von dem Grunde wieder den Grund, hatte er eben so gut. Er betrachtete also von der kleinen Ebene ab, worauf das Schloß lag, jede Höhe umher, mit der Lust, wie es darauf seyn möchte. Dann stieg er hinauf, und von da sah er eine höhere Felsenspitze, und er ließ nicht nach, als bis er jede Höhe ringsum erstiegen und gefunden hatte, es wäre jede Höhe der andern ziemlich ähnlich.

Und doch muß ich hinauf, Johann, rief er: eher kann ich nicht Ruhe und Rast finden.

Der Himmel mag wissen, antwortete Johann, warum er uns so gemacht hat, Moritz, aber der gütige Gott, lieber Moritz, sagte selbst, da er alles angesehen hatte, was er gemacht hatte, und dabei, stelle ich mir vor, hat wohl sein Blick am längsten und am freundlichsten auf dem Menschen geruht — da sagte er: es ist alles sehr gut! Und so denk ich, ist auch das gut, daß du hinauf mußt, obwohl ich es nicht begreife. Aber wir begreifen vieles nicht, Moritz.

Der Doktor sagt, Johann, man muß alles begreifen.

Da Moritz mit den Felsen umher fertig war, gings in die Tiefe. Er lief einem Strahl Wasser nach, das von einer Felsenwand herabstürzte, und wie in einer kleinen Rinne zwischen Gestein und Gesträuch tiefer hinabrieselte. Er kletterte ihm nach hinab von Schlucht zu Schlucht durch alle Gefahren nicht aufgehalten, und so kam er von Thal zu Thal, immer am Ufer des rauschenden Bachs, wo er in einen größern stürzte. Er fragte einen Hirten, wie der große Bach heiße: „Die Donau." Er schlug den funkelnden Blick schnell den Wellen nach, die stürmend und schäumend dahin donnerten. Er wußte, daß der Strom viele hundert Meilen von hier in das schwarze Meer sich stürzte.

Er hatte keine kleine Lust, mit seinem Roland den Fluß zu begleiten; denn er hätte einen Eid darauf abgelegt, wenn er einen Eid gekannt hätte, daß weit hinter den Gebirgen die Erde ein Paradies seyn müsse, wovon ihm Johann so oft erzählte.

Er verfolgte den Fluß noch eine Zeitlang, die Länder, wodurch er ging, mit den schönsten Farben ausmalend, beschloß, wenn er ein Jüngling wäre, die Reise zu machen, fragte nach Sankt Georgen, kam zurück, sagte: ich muß doch hinab mit dem Wasser, Johann; denn

mich

läßt's nicht Ruh und Rast. Johann antwortete wie zuvor.

Im Winter hielten ihn die Schneebahnen den Hügel hinab auf den Schlitten ab, oder er saß bei Johann, der ihn lesen lehrte, oder Mährchen erzählte, und zum Zeitvertreibe die Querpfeife blasen ließ. Oder Johann gieng mit ihm auf die Jagd, Raubvögel zu schießen, die hoch im Gebirge horsteten. Oder er lief Schlittschuhe auf dem See im hohen Thal, oder er zündete vor einer Felshöhle ein Feuer an, und träumte in der Höhle die Mährchen des guten Johanns noch einmal, oder Wünsche, Gestalten, die in der Brust, in der eine höhere Flamme loderte, als die vor ihm, aus geheimen, dunklen Tiefen aufstiegen. Und so kam er nicht oft, weder im Sommer noch im Winter zu seinem Vater, und dem Doktor, die ihn auf dem Papier ganz anders erzogen, als der gute Johann in der Natur, und mit Hülfe seiner poetischen Mährchen. Im Frühjahr war er gar nicht zu haben; denn da hatte er seine Brust so voll schwellender Keime und Knospen, so voll Blumen und Nachtigallenstimmen, wie nicht der Frühling hervor trieb. Der Ton der Querpfeife schien ihm im Frühling so widerlich; nur der melancholische Ton des Alphorns der Hirten,

ten, und der süße Ton des Jagdhorns im Thal füllte sein Herz mit Sehnsucht, und zog seine Seele in unendliche Fernen.

So merkten die beiden Philosophen nicht, daß Johann ihrem Erziehungsplane recht böse Streiche gespielt hatte, die, sie mochten es anfangen wie sie wollten, nicht wieder gut zu machen waren.

Moritz sollte nicht wissen, daß er ein Graf, daß er reich war. Er sollte die Menschen als seine Brüder ansehen lernen, die mit ihm gleiche Rechte, gleiche Ansprüche auf Glück hätten. Das hatte man nothwendig dem guten Johann aus dem Plane mittheilen müssen. Gegen den Punkt hatte Johann nichts. Er ging noch einen Schritt weiter als die Herren, und lehrte den Knaben, daß nach der weisen und gütigen Einrichtung Gottes, im langen Leben keine andre Freude zu haben sey, als die aus der Liebe zu den Menschen erwüchse.

Und wenns Frühling wird, Johann, setzte Moritz hinzu. Johann nickte.

Und wenn man hinauf will, weit weg, bis ans Meer, und über das Meer, Johann, in den Himmel! Und von da noch weiter.

Weiter gehts nicht, lieber Moritz!

Es

Es geht weiter, Johann. Und dann deine Mährchen. Johann erröthete. Der Leser soll hören, warum.

Dazu mußte Moritz alle, den Doktor, seinen Vater und Johann Du nennen, und weil Johann nicht dahin zu bringen war, gleiche Rechte mit seinem Herrn zu nehmen, der Knabe also den Unterschied der Stände gewahr geworden war, was er nicht sollte, so ließ man es überall unerörtert, wessen Sohn Moritz wäre.

Moritz fiel von selbst darauf, er wäre Johanns Sohn. Johann erhielt den strengen Befehl, den Knaben bei diesem Glauben zu lassen. Johann dachte: greift er das Ding nicht wieder verkehrt an? aber er mußte gehorchen.

Den noch strengeren Befehl erhielt Johann auch, den Knaben ganz unwissend über die Liebe gegen das weibliche Geschlecht zu lassen. Denn, sagte der Graf, die Natur hat selbst diesen Punkt des Lebens in die dunkle Scham verhüllt, und der Mensch verhüllt dieses zweideutige Geschäft wie die Natur in die dunkle Nacht. Die Natur hat dem Menschen für diese Empfindung nicht einmal ein Wort gegeben, sondern nur die Schamröthe auf der Wange, um uns da-

mit zu sagen, Johann, daß wir gar nicht darüber reden sollen.

Johann nickte und erröthete zu gleicher Zeit. Moritz solle nicht eher, fuhr der Graf fort, von diesem Gifte, das durch die Ohren so gut eingeht, als durch die Augen —

Durch die Fingerspitzen, im Traume, durch gar nichts, und durch alles, sagte Johann und erröthete wieder, weil es des gütigen Gottes Wille so war, denk ich, daß auch ein Blinder, oder ein Tauber, die Güte Gottes erkennen sollten.

Eben deshalb, Johann, soll Moritz dieses Gift nicht eher kennen, als bis ich ihm das Gegengift dabei setzen kann. Johann sann hin und her, was sein Herr mit dem Gegengift meinen könnte. Er schüttelte den Kopf.

Johann indeß, er mochte von seines Herrn Befehl denken, was er wollte, war gewohnt zu gehorchen. Da er aber anhob dem Knaben Mährchen zu erzählen, fand er sich auf einmal in tausend Schwierigkeiten verwickelt. Nahm er die Liebe aus dem Mährchen, so ists so gut, sagte er, als nähme ich aus einer Pastete das Gefüllsel. — Johann erhob sich immer höher in seinem Klimax — aus dem Jahre den Frühling, aus dem Leben das Licht, aus dem Kör-

per

per die Seele, und aus der Verwesung im Grabe die Auferstehung. Aber es war befohlen.

Er erzählte ohne Liebe, und sein Mährchen war der trockne Pasteteneig, und eh er sichs versah, war sein Held dennoch mitten in der Liebe, er mochte wollen oder nicht, und da Johann überlegte, daß er bei seines Herrn Befehl hatte zehnmal erröthen müssen, so fand er endlich, daß sein Herr von etwas ganz anderm geredet hatte, als von der Liebe, die in seinen Mährchen vorkam, die so rein und weiß ist, rief er lächelnd, wie eine Lilie, so weiß und kalt, wie eben gefallener Schnee, so unschuldig wie das Gebet eines Kindes, so rein wie der Himmel, daß der Engel, der über die Unschuld eines frommen Mädchens wacht, mein Mährchen dem Mädchen im Traum zeigen könnte.

Er erzählte also seine Ritter- und Feenmährchen muthig weg, um doch aber etwas gegen den übertretenen Befehl in die andre Schale zu legen, so spann er die Liebe, die in dem Mährchen vorkam, aus so zarten und himmlischen Fäden, daß die Keuschheit selbst, ohne einmal zu erröthen, hätte zuhören mögen.

Wortthalten, was es auch kostet, jeder Gefahr entgegentreten für einen Unglücklichen, die

Wahr-

Wahrheit reden, treu seyn Gott, dem Vaterlande, dem Freunde, der Geliebten drang aus jeder Erzählung wie ein elektrischer Funken durch des Knaben Seele, erhob sein Herz, und stählte Willen und Arm für die Zukunft.

Da die beiden Philosophen endlich herausdisputirt hatten, daß eine strenge spartanische Erziehung, Entbehren und Arbeiten, den Tod nicht fürchten, die beste für einen Knaben sey, und dem gutherzigen Johann die Ausführung auftrugen, wunderten sie sich, daß Johann schon, zwar auf einem ganz andern Wege, dem poetischen, ans Ziel mit Moritz gekommen war. Die Jagd- und Ritterzüge, die Züge hinauf und hinab in die weite, unbekannte Ferne, hatten den Knaben stark gemacht. Die Arbeit, an die er nun angestellt wurde, war ihm leicht; denn Johann arbeitete ohne eine Klage mit ihm, theilte sein Brot und Wasser, zu dem er einen Tag in der Woche verurtheilt war, mit ihm. Die Philosophen triumphirten über den glücklichen Fortgang ihrer Weisheit, der bescheidene Johann wußte nicht einmal, was er gethan hatte. Er liebte nur den Knaben, und die Liebe begeisterte ihn zu seiner Erziehung.

Ich

Ich wollt' ich wär' ein Ritter, Vater Johann! hob der Knabe an, da er von einem Jagdzuge zu Hause kam. Er war auf seinem Zuge nach St. Georgen gekommen. Er betrachtete an der Kapelle das Gemälde des heiligen Georgs, der den Drachen unter sich hat, ohne zu wissen, was es bedeutete. Der Sakristan, ein junger Augustiner, sah den dreizehnjährigen Knaben mit der Büchse und Tasche auf der Schulter, und mit dem blühenden Gesicht, das noch viel kriegerischer aussah, als sein Aufzug, den Schutzheiligen seiner Kirche betrachten. Der Sakristan redete ihn an mit den Worten: der Geist des Ritters Sankt Georg sey mit dir, mein Sohn! Woher bist du?

Dorther vom Schloß Tengenbach im Thal. Ritter, sagst du? Das Wort Ritter ergriff ihn.

Der Mönch erzählte die Legende vom Sankt Georg, wie ein frommer Mann im Gebirg ihm den Ritterschlag gegeben, und wie nun der Ritter den bösen Feind in der Gestalt des Drachen überwunden.

Ich wollt' ich wär' ein Ritter! sagte der Knabe zu Johann. Er wiederholte den Wunsch so oft, bis Johann fragte: wie kommst du darauf. Moritz erzählte von Sankt Georgen, wie

wie ein frommer Mann im Gebirg ihm den Ritterschlag gegeben.

Das muß ein Fürst gewesen seyn, Moritz, wenn nicht gar der Kaiser.

Ein frommer Mann, kein Fürst, Vater. Sie habens da gedruckt im Kloster. Moritz rückte mit der Bitte hervor, Johann sollte ihn zum Ritter schlagen, und ließ nicht nach zu bitten. Johann nahm die Sache eben so ernsthaft als der Knabe. Ich bin selbst kein Ritter, Moritz.

Wer schlug den ersten Ritter, Vater? Der Einwurf war wichtig. Der Knabe hatte wieder nicht Ruhe und Rast. Johann eben so wenig. Johann nahm alle seine Rittergeschichten zu Hülfe, worin etwas vom Ritterschlage vorkam. Moritz drang immer mehr in ihn, seitdem der Sakristan ihn noch einmal versichert hatte, daß ein frommer Mann — der Mönch verstand darunter einen Mönch, Moritz den frommen Johann — sehr wohl den Ritterschlag geben dürfe.

Johann hatte keine Entschuldigung mehr. Sie gingen einen Morgen mit Sonnenaufgang auf die höchste Spitze der Gegend, Johann mit dem Degen des Grafen bewaffnet. Hier mitten in der erhabenen Natur, allein gesehen

von

von dem Auge Gottes, der Morgensonne, knieete Moritz an den Boden, und Johann schlug ihn schlechtweg zum Ritter, ohne dazu ein Wort zu sagen, obgleich er sich auf ein Paar hübsche Worte gefaßt gemacht hatte, die aber von Thränen erstickt wurden, und ich setze alle Ritterorden, vom goldnen Vließ an bis auf den Rosenorden, zum Pfande, daß seit drei oder vier Jahrhunderten kein Ritterschlag mit so viel Rührung, Würde und Ernst gegeben und genommen ist, als dieser. Der junge Ritter fiel seinem Vater mit Thränen um den Hals, und schwor seine Ritterehre so glänzend zu bewahren, so rein, als der Himmel und die Sonne, die Zeuge davon gewesen waren. Und seitdem versicherte der Knabe alles Wichtige bei seiner Ritterehre, oder bei seinem Ritterschwur, den niemand gehört hatte, als Gott und sein eignes Herz.

So wuchs Ritter Moritz heran, seine Zeit getheilt in Arbeit und Vergnügen. Von dem Vater und dem Doktor lernte er denken, analytisch, synthetisch, was er von zwey so feinen Denkern, die gern die Lichtstrahlen noch getrennt hätten, lernen konnte, und eine Art von Menschenkenntniß, nach der aber die Menschen sammt

und

und sonders ein Geschmeiß von Dieben, Mördern, Heuchlern, Betrügern waren.

Ja, Moritz, sagte Johann, den er fragte, ob dem so wäre, mit Achselzucken: ich kanns nicht ganz läugnen. Der Mensch ist ein so wetterwendisches Ding, wie das Wetter selbst. Da ich aber selbst bei dem Bösesten gefunden habe, daß er auch seine gute Seite hatte, Moritz, so hielt ich mich zu den Besten, wenn ichs haben konnte, und an ihre gute Seite, das kann man immer haben, und daran halte dich auch, Moritz, wenn du unter die Menschen kommst.

Dieser Anfang gab zu Erörterungen Anlaß, die des Ritters Sehnsucht, in die Welt zu treten, vermehrte. Deine Mährchen also, Vater, von den guten frommen Rittern, waren Lügen?

Johann wußte nicht, was er antworten sollte. Du wirst, hoffe ich zu Gott, Moritz, in der Welt zuweilen auf einen Ritter stoßen, und auf einen Engel von Mädchen, wie sie in meinen Mährchen vorkommen, und ich denke, daß auf Erden jeder Mensch ein Paar ritterliche Jahre, oder doch Monate, oder hie und da einen Tag, oder eine Stunde hat, in der er wie ein Ritter denkt und fühlt, und den Drachen,

den

den der Teufel in unsere Natur gestohlen haben muß, überwältigt.

Das danke ich euch, Vater, denn ich wäre nicht glücklich, wenn das Leben deinen Mährchen gar nicht ähnlich wäre.

Moritz war sechszehn Jahre alt, also in der Zeit, da das Leben sich zur Unendlichkeit, zu der Pforte des Ruhms, und zu dem ersten Seufzer der Liebe zu gleicher Zeit ausdehnt. Er warf die Querpfeife weg, die er recht gut blies, und rief auf dem Horn dem Echo im Felsengebirg, der weiten Ferne, der Geisterstimme, die hinter dem dunkeln Vorhange der Zukunft ihm leise tönte, zu. Er legte seine Hand auf Johanns Lippen, wenn der einmal anfing: es war einmal — Er suchte in seines Vaters Bibliothek, was ihm fehlte; er suchte im wildesten Gebirg, in dunkeln Höhlen darnach. — Er beneidete die Mönche von Sankt Georgen um das Geschäft des Segenspendens, die einsame Zelle, den nächtlichen Chor, das härne Hemde, die strenge Penitenz.

Sieh, Vater, rief er einen Abend, da er von einem vergeblichen Zuge zurückgekommen war, nun muß ich hinaus, nun will ich hinaus. Ich matte mich hier ab in vergeblichen Wünschen. Warum soll ich die Welt nicht sehn?

War-

Warum bin ich hier in Fesseln geschlagen? Wer bin ich? O rede! ich beschwöre dich, rede! Warum soll ich nicht bis nach Villingen, dessen Thürme mir aus dem Thal wie die Lebensbäume eines Paradieses entgegen glänzen? Meinst du! Vater, ich sehe nicht, daß du mir etwas verbirgst? daß etwas vorgeht — Aber ich will hinaus!

Johann beruhigte den Ritter und kündigte dem Grafen an, daß Moritz davon gehen würde, wenn man nicht Anstalt dagegen machte.

Da ließ der Vater den Sohn zu sich kommen. Jetzt ist es Zeit, mein Sohn Moritz, hob der Vater an, daß du dich selbst kennen lernst. Du bist der Reichsgraf Tengenbach, und mein Sohn, nicht der Sohn Johanns.

Moritz fuhr kalt zurück. Er warf einen Blick auf Johann, in dem der Name Vater mit so viel Liebe und Ehrerbietung vergesellschaftet stand, als wollte er sagen: du bist dennoch mein Vater.

Komm in meine Arme, mein Sohn! fuhr der Vater fort. Moritz ließ sich umarmen, aber dann schlang er mit dem Eifer der Liebe seine Arme um Johanns Hals und rief: ich werde immer dein Sohn seyn.

Der Vater setzte nun dem Sohn auseinander, warum er ihn dem verderblichen Beispiel der Welt, der Schmeichelei, welcher der Rang und der Reichthum niemals entfliehen können, entzogen hatte. Hier in dieser Einsamkeit, Moritz, bist du ein Mensch geblieben, der weder herrschen, noch beherrscht seyn will.

Der Graf hielt eine lange Rede; aber Moritz hörte nicht ein Wort mehr; denn alle diese neuen Ideen stürmten auf einmal in seine Seele, und erregten einen verwirrten Tumult von Hoffnungen, Erwartungen, Planen in seiner Brust, daß er unfähig war etwas Anderes zu denken.

Der Vater schloß damit, daß er von seinem Sohne das Versprechen nahm, nicht vor dem Ende seines neunzehnten Jahres seine Einsamkeit zu verlassen. Auf mein Ritterwort verspreche ich das, sagte Moritz gedankenlos.

Johann erröthete; der Vater hörte es nicht. Johann verließ das Zimmer, Moritz hinter ihm her. Er zog den alten Johann sogleich in das Freie. Mein Vater, rief er zärtlich:

Ich freue mich sehr, daß ich nun endlich einmal Herr Graf zu Ihnen sagen kann.

Einmal! und von nun an immer Sohn und Vater. Aber erzähle du mir, was es heißt:

ich bin Graf, ich bin reich. Erzähle mir alles.

Johann setzte ihm auseinander, welch einen Rang ihm sein Titel gäbe; wie viel reicher er sey, als Millionen seiner Mitmenschen. Das wollte Moritz nicht wissen; aber er konnte dem treuen Bedienten nicht angeben, was er eigentlich wissen wollte. Das neue Leben lag noch wie ein Chaos, das eben seine Schöpfungen hervorstößt, in seiner Seele. So viele Mühe Johann sich auch gab, ihm zu deutlichen Vorstellungen zu helfen, so blieb ihm, der nie in der Welt gewesen war, doch alles in einer Dämmerung, die nicht hell wurde.

Ich muß selbst sehen! sagte er aufspringend: ich muß fort! heute! oder doch morgen, und du begleitest mich.

Da erinnerte ihn Johann an das Wort, das er seinem Vater gegeben, vor dem neunzehnten Jahre die Einsamkeit nicht zu verlassen. Er wußte es nicht; aber er hatte sein Wort gegeben, und mit schweren Seufzern rechnete er die Tage der drei Jahre zusammen, die er noch bleiben müßte.

Himmel und Erde! wie langsam spannen die Parzen diese drei Jahre seines Lebens ab. Endlich, endlich ging die letzte Sonne dieser Ewigkeit

keit

keit unter. In den letzten Monaten hatte der Vater den Sohn mit seinen Vermögensumständen bekannt gemacht, mit allen Verhältnissen seiner Familie, mit den Offiziranten, welche sein Vermögen und seine Unterthanen bisher regiert hatten.

Es waren Fremde, mein Vater, sagte Moritz, seine Augen niederschlagend; Fremde, die deine Kinder; denn das sind doch Unterthanen, regierten.

Gut denn; ich habe ihnen in dir einen gütigen Vater erzogen. Aber nun höre mich, mein Sohn. Ich nenne dir jetzt eine Leidenschaft, mein Moritz, die gefährlichste, die stärkste von allen, die dir, mit deinem so warmen, vertrauenvollen Herzen sogleich in der Welt entgegentreten wird: die Liebe.

Die Liebe? gefährlich, die schönste, die heiligste Empfindung des Herzens?

Die Liebe gegen das Weib, Moritz.

Eben die, mein Vater, die reinste Quelle alles Guten auf Erden! Der Graf fiel aus den Wolken bei diesen Worten. Aber er ließ sich von seinem Sohn das Versprechen geben, wenn er ein Mädchen liebte, drei Jahre lang seine Liebe dem Mädchen und jeder menschlichen Seele zu verschweigen.

O Vater, rief Moritz lustig: das ist wie eins von Johanns Mährchen. Das verspreche ich mit Freude.

Und dann die drei Jahre hindurch die Liebe, die Treue, und das Herz deiner Geliebten auf alle mögliche Weise auf die Probe zu stellen.

O du kennst Johanns Mährchen, Vater. Recht gern! Ich verspreche dirs.

Schwöre mirs!

Ich schwöre, Vater, bei meinem Ritterwort. Sein Vater sah ihn groß an. Ich bin Ritter von Sankt Georgen, Vater, Johann hat mir den Ritterschlag gegeben.

Johann, sehe ich, hat schöne Dinge mit dir gemacht. Ein schöner Ritter, in der That! Schöne Mährchen!

Vater, ich gab ohne daß ich es wußte, dir mein Wort, hier noch die drei Jahre zu bleiben. Sie wurden mir zur Hölle; jeder Tag plagte mich, wie eine Furie; ich zürnte wie ein Löwe; Vater, da hielt mich mein Ritterschwur, den ich dir gab, und Johanns Ritterschlag. Keine menschliche Gewalt hätte mich gehalten. Noch einmal schwöre ich dir, drei Jahre meine Liebe zu verschweigen, bei Sankt Georg und meiner Ritterehre!

Johann brachte nun des Grafen Staatskleider, die er mit in die Einsamkeit genommen hatte. Sie paßten dem Ritter so gut, wie dem Vater. Alle Anstalten waren auf Morgen zur Abreise gemacht. Ein prächtiger Wagen mit sechs Pferden erschien. Moritz war stille, er sah mit süßer, zu süßer Erwartung dem morgenden Tage entgegen.

Der Morgen kam, die stumme Ehrfurcht der Bedienten, die mitgekommen waren, der vergoldete Wagen, die Reitpferde, selbst der goldgestickte Rock, den Moritz trug, brachten eine seltsame Empfindung in seiner Seele hervor. Er blieb still, gleichsam furchtsam vor der neuen Welt, die sich ihm nun endlich aufthun wollte. Er stieg endlich mit seinem Vater und dem Doktor ein. Er wunderte sich in der Stille, daß Johann nicht den vierten Platz im Wagen bekam, und gegen Abend kamen sie in Tengenbach an.

Das Dorf feierte die Ankunft seines Herrn. Am Eingange des Dorfs stiegen die Ankommenden aus. Sie giengen durch eine Triumphpforte von Tannen mit dem Namen des Grafen. Das Glockengeläut und der Donner aus sechs Böllern empfing sie. Da stand die Schule des Dorfs, die Fahnen aus der Kirche in ihrer Mitte, hin-

ter ihnen die Jünglinge und Jungfrauen aus der Gemeine.

Moritz hatte nie eine solche Menge Menschen gesehen. Thränen traten in sein Auge aus dem Herzen, das der Anblick der vielen Kinder tief bewegte. Aber da erregte eine frohere und schnellere Bewegung in seinem Herzen die Reihe der geputzten Mädchen, die blühenden, durch die Feier des Tages, vor Scham und Freude glühenden Wangen, die verschämten Blicke, da Moritz mit seinen funkelnden Augen die Reihe hinab ging. Da standen die Hausväter nud Mütter vom Altare an bis an den Sarg. Eine Empfindung verschlang in des Ritters Seele die andere. Er wurde unendlich gerührt, es war ihm, als ginge das ganze Leben in feierlichem Geisterzuge an ihm weg. Er fühlte eine unbeschreibliche Liebe gegen sie alle, die aber nur in Thränen hervorbrach. Still begleiteten ihn nun die Menschen durch die große Lindenallee, deren Boden mit Blumen vor ihm her von sechs jungen Mädchen bestreut wurde, welche ihm auf einmal alle die Mädchen aus den Mährchen Johanns vor die Augen zauberten.

Es waren die Töchter der Offizianten im Dorf. In der letzten Ehrenpforte stand die schönste von allen, eine schlanke Blondine, gekleidet, wie er

seit

seitdem die Engel dachte, und empfing den Grafen mit einem kleinen Gedichte. O wie schlug des Ritters Herz dieser Welt voll Zauberfreuden entgegen! Er zitterte, da sein Vater das schöne Mädchen auf die Stirn küßte. Er hätte um alles in der Welt nicht den Saum ihres Kleides berühren können. Er war im Himmel!

Das prächtige Schloß, die tiefen Verbeugungen der Offizianten, die Rede des Justizverwalters voll kriechender Schmeicheleien, rührten ihn gar nicht. Da, wie nun alle um ihn und seinen Vater in einem großen Halbkreise standen, da erklärte der Graf, daß er ihnen hier den künftigen Herrn, seinen Sohn, den Grafen Moritz vorstellte, und die Offizianten hefteten ihre Blicke nun in einem endlosen Erstaunen auf den jungen Grafen, den sie lange im Grabe glaubten. Das Gericht hatte der Graf geflissentlich verbreitet; aber die Bauern drängten sich mit steigender und herzlicher Freude um den jungen Grafen, nannten ihn ihren geliebten, jungen Herrn, und ein Greis bat ihn, sie nie so lange zu verlassen, wie sein Vater.

Dann tönte das Vivat hoch, und die Musik, mit den Böllern, und dann war alles vorbei. Moritz dankte Gott, daß alles vorbei war. Er warf sich in dem dunkelsten Theil des Gartens an

den Boden, um Licht in die dunkeln Empfindungen seines Herzens zu schaffen. Vergebens! Im Kopf und Herzen war ein größerer Tumult als im Dorf, wo alles durch und wider einander lief, um sich zu dem Tanz und zur Erleuchtung des Schlosses und der großen Allee vorzubereiten.

Der mildeste Sommerabend senkte sich auf Tengenbach herab, und auf Moritz das magische Licht einer Zauberwelt. Die Erleuchtung machte ihn trunken, noch mehr der Tanz der Mädchen. Da brachte der Gerichtsverwalter dem jungen Grafen seine Tochter; sie übergab ihm einen Lorbeerkranz mit ein Paar schönen Worten.

Moritz ergriff ihre Hand, sie meinte zum Tanz, und führte ihn in die Mitte der Tanzenden. Die Musik fiel ein. Tanzen sollst du, Moritz! sagte der Vater. Moritz umfaßte das Mädchen; sie meinte zum Walzer, und so drehte sie sich um ihn, er um sie, so gut er konnte. Aber er zog sie mit jedem Takte näher und enger an die Brust, und so standen sie, sie an einem hochpochenden Herzen, umschlungen von zitternden Händen. So, so, gnädiger Herr Graf, sagte sie ängstlich, kann man nicht tanzen.

Ich kanns auch nicht! flüsterte er ihr zu. Er ließ sie fahren, und mit einem Seufzer stellte er sich an die Seite. Da ihn Johann die Nacht

auf

auf sein Zimmer brachte, warf er sich heftig in Johanns Arme, und rief: drei Jahre soll ich warten, ehe ich ihr sagen darf, daß ich sie unendlich liebe? O das ist unmöglich!

Johann fragte fast erstarrt: wen? welch ein Mädchen liebst du? Moritz, rede!

Frägst du? o frägst du? die, mit der ich tanzte. O welch ein Engel, lieber Vater! welch eine Güte! welch ein Geist! welch eine Stärke des Charakters! Ich will von ihren himmlischen Reizen gar nicht reden! Welche Demuth! welche Sanftmuth! wie frei ihr Geist und dennoch wie zart und weiblich! Und dieser Frieden ihrer Seele, aus dem alle ihre Tugenden entspringen! Vergleiche sie! o vergleiche sie, ich bitte dich, mit allen andern auf dem Erdboden. Sie allein tanzt, sie allein lächelt, sie allein versteht zu reden! Welche Weisheit in ihren Worten, und so viel hohe Einfalt, die der Scherz noch verschönert.

Johann konnte sich gar nicht von seinem Erstaunen erholen. O Moritz, rief er, du hast dein Wort gebrochen. Wie lange kennst du sie? rede! Gewiß damals, wie du voriges Jahr die Nacht über wegbliebst.

Ich kenne sie erst seit heute, ich weiß ihren Namen noch nicht.

Johann lächelte. Gottlob, daß dein Vater dir den Eid abgenommen hat, drei Jahre zu schweigen, Moritz. Glaube mir, dieses Mädchen ist deine Geliebte nicht. Das wirst du mir nach vier Wochen glauben. Aber ich gönne dir deine Paradiese, guter Junge, von denen du diese Nacht träumen wirst. Gute Nacht.

Moritz schwor, Johann wäre ein Narr geworden. Er schwor es so lange, bis er mit Johann in Schaffhausen auf der Promenade Mädchen sah — deren Reize — Er erröthete ein wenig und gestand Johann, daß er sich in seiner Liebe geirrt hätte. Aber was wars denn sonst, Johann?

Es war, denk ich, die Liebe deines Vaters, nicht die aus meinem Mährchen, Moritz. Die bedarf keines Gegengifts.

Moritz schämte sich noch mehr, und beschloß ein wenig behutsamer mit seinem Herzen zu verfahren.

Nun wurde ihm nach und nach alles in der Welt bekannter. Er legte seine Kleider, die vor zwanzig Jahren Mode gewesen waren, worin ihn die schönen Schweizerinnen in Schaffhausen ausgelacht hatten, ab, und wurde wie ein anderer Mensch, im Aeußeren wenigstens. Sein Rang in Tengenbach hinterte ihn blöde zu werden,

denn

denn man lächelte kaum, wenn er etwas gegen die Sitte machte, was recht oft vorfiel.

In Schaffhausen bist du gewesen? fragte der Vater, und wie gefällt dir der Rheinfall?

Moritz hatte ihn nicht gesehen; er hatte nicht davon gehört. Sein Vater beschrieb ihm das große Schauspiel, und am folgenden Morgen ging er den Weg nach Schaffhausen. Auf der großen Brücke über den Rhein traf er auf zwei Frauen, Mutter und Tochter, die, wie er aus ihrem Gespräch mit ihrem Führer hörte, nach Laufen wollten, den Rheinfall zu sehen.

Moritz ging hinter ihnen und horchte aus bloßem Instinkt auf des Mädchens Stimme, weil sie so wohlklingend war. Ich scheue mich, liebe Mutter, sagte sie, daß es wieder weniger seyn wird, als ich erwarte.

Du Ungenügsame, antwortete die Mutter.

Ach, Mütterchen, rief das Mädchen lebendig, den Namen verdiene ich nicht. Sie wissen, wie das Kleine mich befriedigt.

Das war alles, was er hörte; aber die Paar Worte trafen sein Herz. Denn alles, was ihm als groß und schön beschrieben war in der Welt, hatte ihn eben so wenig befriedigt. Er hatte sich schon hundertmal wieder in sein wildes Gebirge zurückgewünscht. O behüte mich

der

der gütige Himmel, sagte das Mädchen, da er ihnen wieder näher gekommen war, daß mir meine kleinen Hoffnungen, unser Häuschen, klein und friedlich wie ein Schwalbennest, unser Gärtchen, das zehn Schritte ausmessen, aber meiner Liebe unermeßlich ist, nie, ach, nie zu klein werden, obgleich meine Wünsche, meine Träume nicht kleiner sind, als die Unermeßlichkeit.

Das Mädchen drückte sein eigenes Gefühl ganz vollkommen aus, und er wünschte ihr Gesicht zu sehen, nicht ob es schön sey, sondern zu sehen, wie demüthig funkelnd das blaue Auge dabei seyn müßte. In dem Augenblick des Wunsches sah das Mädchen sich um, und er sah nichts als ein holdselig schönes Gesicht. Sie redete nun leise, und so hatte er Zeit die edle Gestalt, den leichten Gang an das schöne Gesicht anzupassen.

Er hätte das Mädchen geliebt, wäre es der erste Tag seines Lebens in der Welt gewesen.

Nahe an Laufen wurde der Weg felsig und unbequem. Der Führer gab der Mutter die Hand, um ihr den Gang zu erleichtern. Moritz sprang um das Mädchen vor, und bot ihr mit einem Gesicht voll gutherziger Höflichkeit seine Hand, ohne ein Wort sie zu grüßen zu

sagen.

sagen. Das Mädchen nickte freundlich mit dem Kopfe und sagte: es muß noch ein wenig gefährlicher werden, wenn ich Hülfe annehmen soll, und das Kleid ein wenig in die Höhe ziehend, sprang sie fast eben so leicht wie er zwischen den Felsen hinauf. Ein Schmetterling, dachte er, könnte nicht leichter von Blume zu Blume fliegen.

Sie gehen nach Laufen, mein Herr? fragte sie, ihn nur mit Einem Blicke ansehend, dann auf den Weg.

Den Rheinfall zu sehen, wie Sie! Dann stand das Gespräch still.

Sie hörten schon den Donner des Stroms in der Ferne. Hörst du, Amelie? sagte die die Mutter. Amelie lächelte. Und auf den Donner horchend, kamen sie stumm in Laufen an. Man führte nun die Gesellschaft, zu der Moritz jetzt gehörte; er hatte die Mutter mit dem Führer auf eine steile Anhöhe geführt — auf die erste Laube, von der man den Fall übersehen kann. Amelie betrachtete die schäumenden Ströme, die hier mit einem heftigen Getöse herabfallen. Dann sah sie lächelnd ihre Mutter an, schlug die Hände mit einer komischen Traurigkeit zusammen, und sagte: Verzeihung,

hung, liebes Mütterchen, es ist nicht meine Schuld! Wie finden Sie das, mein Herr?

Wir müssen hinab, antwortete er, den steilen Felsen hinabzeigend.

Ja, wenn Sie es wagen wollen, sagte der Führer. Er führte sie an den Rand, von dem enge Felspfade und kleine hölzerne Treppen auf die Gallerie führen, die in den Sturz des Wasserfalls gleichsam hinein gebaut ist. Die Mutter gab es sogleich auf mitzugehen, da sie den steilen Herabgang sah. Dich aber darf ich wohl nicht abhalten, Amelie? sagte sie, doch mit besorgter Miene.

Eine kleine Gefahr ist die Krone jedes Vergnügens, Mütterchen. Der Führer behauptete, es sey ganz gefahrlos. Sie stiegen hinab. Amelie schlug sowohl die Hand des Führers als des Ritters aus. Sie setzte ihren Hut auf, den sie bis dahin getragen hatte, schürzte sich auf, und dann stieg sie behende und leicht hinab.

Sie traten auf die Spitze der Gallerie, dem Wassersturz so nahe, daß der kleinste Luftstoß sie mit den Wolken des Falls bedeckte. Der Boden, auf dem sie standen, zitterte so heftig von der Gewalt des mächtigen Elements, als risse ein Erdbeben ihn aus den Fugen. Amelie

faßte

faßte hier des Ritters Arm, erst ganz leise, dann fester, dann legte sie ihre andre Hand in seine, sich an ihn festhaltend.

Sie erblaßte; er sah es nicht, denn er war in ein betäubendes Erstaunen versunken, wie Amelie, aus dem er sich später erholte, als das Mädchen. Sie wendete ihre Blicke nun auf ihn, um ihm ein Zeichen zu geben, wie erhaben das sey. Reden war nicht möglich. Aber er sah sie nicht an. Sein funkelndes Auge war in den Abgrund gerichtet, den die Wellen ausgehöhlt hatten, und in den sie noch immer mit unbeschreiblicher Kraft und Schnelligkeit stürzen. Sie sah ihn an, sein Auge füllte sich mit Thränen, von denen er nichts wußte, und die von seinen glühenden Wangen auf ihre Hand herabtropften. Um seinen Mund schwebte ein heiliger Ernst, der sich von Zeit zu Zeit in ein himmlisches Lächeln verwandelte.

Da bedeckte auf einmal eine dichte Wasserstaubwolke beide. Da ergriff er sie und hielt sie fest an seine Brust, und sie fühlte an ihrem Busen sein Herz stark schlagen. Die Luft wendete die Wolke, sie stand in seinen Armen und blieb so stehen. Sie lächelte ihm jetzt zu, er lächelte wieder und legte seine Hand mit ihrer auf sein Herz, und dann traten sie zurück.

Sie hatten noch nicht zehn Worte gewechselt; aber es war beiden, als hätten sie ein Jahr zusammen gelebt. In der ersten Wendung des Felsens, den sie hinauf stiegen, und wo sie gegen den Donner des Getöses gedeckt waren, sagte er: o es war viel mehr, Amelie, als alle meine Träume! Es übertrifft alles! Es ist das Mächtigste, das Höchste in der Natur!

Höher waren Sie, denk' ich, sagte sie sanft lächelnd, der vor der wilden Gewalt des Verderbens nicht zitterte. Furchtbarer ist sogar des Menschen wilde Leidenschaft, die Herrschsucht, die mehr als Felsen, die eine Welt zerstört.

Zitterten Sie, Amelie?

Ich fühlte, daß ich erblaßte. Er sah sie an und sah, daß jetzt noch die Rosen ihrer Wangen mit der Blässe rangen. Sein Blick machte, daß auf einmal alle Rosen, und dunkler, auf dem schönen Gesicht hervorblühten.

Sie stiegen höher. Ihr Führer sagte, daß sie nun eigentlich auf die andre Seite des Rheins fahren sollten, um den ganzen Fall auf einmal zu übersehen. Moritz forschte in Ameliens Auge nach einer Antwort.

Sie nickte vertraulich. Sie ließen der Mutter hinauf sagen, daß sie noch unten blieben. Dann stiegen sie einen in der That gefährlichen

Fuß-

Fußpfad an den Fluß hinab. Amelie wurde mehr von ihm getragen, als sie gieng. Am Rhein war nur ein kleiner Nachen. Amelie sollte sich in das Vordertheil neben dem Ritter setzen. Sie stand ein Paar Sekunden bedenklich da, und erröthend. Sie maß den Raum, der sie beide fassen mußte, mit den Augen. Ich allein werde dort kaum Raum haben.

So stehe ich hier. Sie setzte sich nun, aber nach zwanzig Ruderschlägen erklärte der Schiffer, der Ritter müsse zu der schönen Dirne in das Vordertheil; denn Sie halten das nicht aus, sehe ich, ohne zu verunglücken. Amelie machte schnell Platz, und sie saßen eng zusammen gedrückt, beide zugleich erröthend, zugleich lächelnd, beide gleich unschuldig und verschämt. Auf der Mitte des Rheins tanzte der Nachen auf den reißenden Wellen. Sie erblaßten beide. Er schlang die Arme um sie, sie festzuhalten. Aber da sie immer mehr erblaßte, befahl er dem Schiffer umzukehren.

Gottlob! sagte Amelie mit herzlicher Freude, da sie mit ihm am Ufer stand und reichte ihm beide Hände. Nun aber lassen Sie uns eilen. Es muß spät seyn? Er sah in die Uhr. Sie waren erst eine Stunde zusammen.

Eine Stunde? und wie viel, wie sehr viel hat diese Stunde uns gegeben! Vielleicht die schönsten Empfindungen unsers ganzen Lebens. Sie sah ihn bei diesen Worten mit den großen Augen ehrlich und freundlich an. Er wäre ihr jetzt zu Füßen gefallen und hätte gerufen: die schönste meines Lebens, die Heiligste, eine unendliche Liebe. Aber er durfte ja in drei Jahren nicht reden.

Sie fuhr lachend fort: seltsam! Sie aus Osten, ich aus Westen. —

Das gebe Gott nicht!

Finden uns hier zusammen, und wären wir die nächsten Verwandten —

Das sind wir, Amelie! das darf ich sagen.

Wissen nicht einmal, wie wir heißen; und obgleich ich das liebe, so wollt' ich doch, Sie hätten einen Namen, den mein weitläuftigster Vetter trüge, und ich wüßte ihn. Sie verbeugte sich gegen ihn.

Ich heiße Tengenbach.

Tengenbach? Doch wohl nicht Graf Tengenbach?

Eben der —

Sie wurde einen Augenblick nachdenkend. Dann aber fuhr sie fröhlich fort: sehen Sie, Herr Graf; verwandt nun wohl nicht; aber Sie wur-

wurden in einer schönen Einsamkeit erzogen, ohne zu wissen, wer Sie waren; nicht?

Ich könnte sagen, Amelie, ich weiß es jetzt wieder nicht.

In schöner Unschuld; in kindlicher Freude. O Herr Graf, ich habe, da ich es erzählen hörte, Ihre Erziehung beneidet. Ach, ich hatte eine schwere Jugend, eine freudenlose Jugend, ein dunkeles Leben. —

O vergönne mir der gütige Himmel, rief er heftig und ergriff ihre Hand, daß ich — Er schwieg, denn drei Jahre mußte er schweigen. Sie sah ihn verwundert an. Dann rief sie: o Sie können mir den heutigen Tag noch schöner machen, wenn Sie mir recht viel von Ihrer Einsamkeit erzählen.

Er wendete den Blick zu Boden. Ich sah an dem schönsten Tage in meiner Einsamkeit, in einem prophetischen Traume eine Gestalt — Er brach seufzend ab. Amelie eben so schnell mit einer Frage nach dem Rückwege.

Sie kamen bei der Mutter an, und Amelie führte ihn mit den Worten: der Graf Moritz von Tengenbach, der Mutter zu.

Tengenbach? rief die Mutter und ein Schleier von leichtem Kummer hing sich über ihre Stirn. Aber auch sie fragte nach seiner

Ju-

Jugend. Er erzählte sie der Mutter, Amelie saß seitwärts, denn sie wußte nicht, ob nicht die Erzählung sie zu Empfindungen bringen würde, die sie verbergen müßte. Amelie war in der Gegend von Tengenbach gewesen. Sie hatte von dem Erscheinen des Grafen mit seinem Sohn, und von dem Sohn die lieblichsten Dinge erzählen hören, von der Pächterstochter, die an dem Feste bei des Grafen Rückkehr zugegen gewesen war.

Da die Erzählung geendigt war, sagte Amelie zu ihrer Freundin: du wirst machen, daß ich von ihm träume.

Ach, Kind, sagte die, es träumen gewiß mehr Mädchen, und im Wachen von ihm.

Und nun stand er vor Amelien, in der jugendlichen unentweihten Schönheit. Sie hatte mit ihm den schönsten Moment des Lebens am Rheinfall erlebt und im Nachen wäre sie fast mit ihm in den Tod versunken, und nun hörte sie ihn erzählen von seiner unschuldigen Jugend, von der unendlichen Liebe seines Johanns, den er noch Vater nenne, von seinen schönen Mährchen, die sein Herz — er erhob die Stimme und wendete sich halb zu Amelien. Er erzählte, ohne etwas zu verbergen von seines Johanns Ritterschlage, wie der seinem Herzen die Weihe zur

Kraft

Kraft, zur Treue, zu allem Edlen und Großen gegeben.

Amelie that wohl, daß sie sich seitwärts setzte; denn Moritz Stimme, so weich, so bebend, oft mit dem Weinen ringend, füllte ihre Brust mit Träumen, mit Wünschen, und brütete einen ganzen Frühling voll Keime der Liebe in ihrer Brust an. Ach, keine Hoffnung war unter allen Blüthen; denn sie war keine Gräfin, kein Fräulein, sie war die Tochter des Rentmeisters Krebs. Ach, ihres Vaters Tod vor Kummer, ihrer Mutter und ihr eigenes sorgenvolles Leben hatten sie ja dem Grafen Tengenbach, einem Verwandten des Ritters Moritz, zu danken.

Der Graf hatte Ameliens Vater um sein großes Vermögen gebracht; der Prozeß darum hatte bis an des Rentmeisters Tod gedauert, und dann hatte ihn die Wittwe aufgegeben. Jetzt war der Graf gestorben. Sein Gut fiel als Lehn an einen Oberst Tengenbach. Sie kam eben von einer Reise von dem Obersten, ach! mit sehr wenigen Hoffnungen zurück.

Sie gingen nun alle drei nach Schaffhausen zurück. Die Mutter erzählte unterwegs dem Ritter, daß das Unglück ihrer Amelie die Weihe zur Kraft, zur Sanftmuth, und zu allem

Edlen und Großen gegeben. Sie blieben den Abend zusammen. Am andern Morgen gestand er der Mutter — der Tochter es zu gestehen, verbot ihm sein Schwur — daß er nicht einsähe, wie er sich von ihnen trennen könnte. Es war so viel Kindliches in diesem Geständnisse und es konnte so vortheilhaft werden für ihre Unterhandlung mit dem Obersten, daß die Mutter zugab, er könnte Amelien, die ohnehin den halben Weg zu Fuße machte, begleiten.

So gingen sie dem Wagen nach, immer den Weg nach Bodmen, einem Dorf dicht am Bodensee, wo sie wohnten. Amelie war diesen Tag sehr heiter nach ihrer Sitte, jedem Unfalle ein Gegengewicht von Heiterkeit zu geben. Da brach auch die frohe Jugendfreude aus seiner Brust hervor. Aber er vergaß auch des Vaters Befehl nicht, die Geliebte auf alle Weise zu prüfen. Er legte ihr hundert Fragen vor, von denen sie gewiß die Hälfte nicht beantworten konnte; aber das gab ihrem guten Muthe einen großen Zuwachs.

Auf der andern Hälfte der Reise den Nachmittag wurde der Gang der Unterredung wieder ernst, und da er mit ihnen in Bodmen angekommen, er nun ihre Beschränktheit sah, und dennoch überall Beweise ihres Edelmuths, so

wen

wendete er noch einmal, da er auf dem Rückwege war, sein Gesicht gegen das Dorf, und schwor bei seiner Ritterehre, er wollte sie unendlich und treu lieben, wenn sie die Probe bestände, die sein Vater ihr aufgelegt hatte.

Er kam am Morgen zu Hause und sagte seinem treuen Johann, mit hochschlagendem Herzen, mit sanfter Stimme: nun habe ich die Geliebte gefunden, mein guter Vater. Er erzählte und Johann schüttelte zu großem Schrecken seines Schülers wohl zehn Mal den greisen Kopf.

Mein Himmel, rief Moritz, was foderst du denn von einem Mädchen, Alter?

Nur ein Herz, treu und rein wie deines, und eine frohe heitre Seele. Das wird sich zeigen, Moritz, denn ich will hin und sie sehen.

Der Alte wollte hin, aber Moritz wollte durchaus mit, durchaus, um seines Vaters Urtheil desto schneller zu erfahren. —

Johann ging ins Dorf, zog behutsam Nachrichten ein über Mutter und Tochter von zwanzig Menschen, an Geschlecht, Alter und Stand von einander verschieden. Er hörte nichts als lauter Lob ihrer Demuth, ihrer Bescheidenheit bei so viel Schönheit, ihres Fleißes, ihrer

Armuth und ihrer Wohlthätigkeit gegen die Armen des Orts.

Er kam lächelnd zu Moritz zurück, der ihn ungeduldig erwartete. Zu jeder Tugend, die der Alte ihm nannte, zählte er zehn andre, von denen Johann nichts gehört hatte, und schwor für jede.

O Moritz, rief lachend Johann, es ist schon an diesen genug, um aus dir den glücklichsten Mann des Erdbodens zu machen.

Moritz flog an seinen Hals. Aber drei Jahre, Johann, und ich soll ihr nicht sagen, daß ich sie liebe?

Johann schüttelte den Kopf: aber du hast dein Wort gegeben, Moritz.

Wenn sie nun denkt, sie ist mir gleichgültig, weil ich nicht rede?

Schlimm! denn das wird sie denken; aber du hast dein Wort gegeben.

Wenn nun, ich bitte dich, Johann! — wenn nun ein Mann sich zu ihr fände — Jeder, der sie sieht, muß sie lieben. —

Freilich schlimm! aber sie leben so eingezogen, und sie ist erst siebenzehn Jahre. Aber wäre es, Moritz, du müßtest es ansehen und schweigen; denn du hast dein Wort gegeben.

O sehen sollte ich, wie ein anderer Mann um ihre Liebe würbe? sehen, wie er ihr Wort erhielte? sie sehen als die Braut eines andern? sehen, daß sie mit einem andern an den Altar träte?

Hülfe doch alles nichts, guter Junge, denn du hast einmal dein Wort gegeben, drei Jahre zu schweigen.

Zu schweigen! Aber dann fliehe ich nach Sankt Georgen, werde ein Mönch und sterbe an meinen Leid.

Das darfst du auch nicht, denn du hast deinen Unterthanen versprochen, ihr gütiger Herr zu seyn.

Was darf ich denn? rief er mit Verzweiflung.

Wort halten, lieber Moritz! hoffen! lieben! dem Mädchen ein unschuldiges, ein tugendhaftes Leben zeigen! Du weißt ja, daß über der Unschuld die gütige Hand Gottes waltet, und sollst du nicht glücklich seyn, so mache glücklich!

Sie giengen heim. Johann erzählte dem Grafen des Sohnes Liebe, des Mädchens Tugenden. Da er ihren Vater nannte, wurde der Graf aufmerksamer. Er suchte einen Brief hervor, las den und sagte dann: das Mädchen ist ein unschuldiges, liebliches, tugendhaftes Wesen,

edler

edler als du denkst, Johann; aber das war ja meine Frau auch, o sie war's! Und dennoch, dennoch war sie treulos.

Gnädiger Herr Graf, ich denke immer, Sie griffen die Sache nur nicht recht an, und daraus entstand alles Unglück. Ich bitte Sie, geben Sie dem jungen Herrn sein Wort zurück. Er liebt sie unendlich, und wenn nun das Mädchen, weil er nicht redet, einem andern Mann ihre Hand gibt?

So liebte sie entweder meinen Sohn nicht, oder liebt sie ihn und gibt einem andern ihre Hand, so ist sie — treulos.

Dagegen konnte Johann nichts sagen, obgleich er immer in seiner Einfalt den Kopf schüttelte. Der Graf nahm von Johann das Versprechen, alle seine Befehle in Absicht des Mädchens zu erfüllen. Denn ich, ich will sie auf die Probe stellen!

Johann seufzte; denn was konnte er anders machen? Was? Er ging mit seinem Herrn nach Bodmen, er sah Amelien, er sprach sie. Sie freute sich unendlich den Mann zu sehen, von dem Graf Moritz die Weihe zur Tugend erhalten hatte. Johann war nicht drei Tage mit Amelien und ihrer Mutter zusammen, so wußte er, es waren vortreffliche Menschen.

Moritz

Moritz kam oft und Johann begleitete ihn. Aber es konnte der Mutter nicht länger verborgen bleiben, daß der Graf ihre Amelie liebte, und Ameliens Erröthen, da die Mutter davon anhob, war ein Zeichen, daß sie nicht gleichgültig dagegen war. Amelie warf sich der Mutter voll Vertrauen an den Busen, und gestand ihr, daß sie des Grafen Empfindung theile. Aber hast du überlegt, Amelie?

Die Liebe, Mütterchen, überlegt nicht. Ach, liebste Mutter, was hat mir alle Kenntniß dieser gefährlichen und unbegreiflichen Leidenschaft geholfen? gar nichts. Ich liebte ihn längst, ohne es zu wissen. Ich wehre mich, und jeder meiner Siege über mein Herz macht mich schwächer, als ich war. Sie wissen, ich werde nichts thun, was ich nicht darf. Aber ich fühle, ich fühle wie mein Daseyn, ich werde den Mann nicht vergessen, so lange ich fühlen kann, welch ein Reiz Unschuld und Tugend ist. Ach, ich darf ihn nicht vergleichen mit irgend einem Manne, den ich kenne.

Er ist ein Graf, Amelie, und dieses Wort allein. —

Mütterchen, vor einigen Tagen erzählte der alte ehrliche Bediente, während der Graf der unglücklichen Mutter so großmüthig half, von

den

den Grundsätzen des alten Grafen. Haben Sie wohl bemerkt —

Recht wohl, Amelie, auch sah ich, wie du errötheteſt, wie du vielleicht vor Freude zitterteſt —

Vor Freude, liebe Mutter. — Ich that doch nicht Unrecht? Er sagte so beſtimmt, daß der Graf gar keinen Werth auf den Stand, auf die Geburt lege. Und was Sie nicht zu bemerken schienen, er setzte nachher hinzu, daß Moritz die vollkommenſte Freiheit hätte, sein eigenes Schicksal zu entscheiden, wie er wollte.

Der Graf liebt dich, liebe Amelie. Er liebt dich mit der ganzen Kraft seines reinen, unschuldigen, ſtarken Jugendgefühls. Wenn er so ganz frei iſt, wie der Alte sagt: warum redet er nicht? Ich bewundere deine Stärke, womit du ihm den Anblick deines warmen Herzens entziehſt — Ja, mein Kind, du biſt ein sehr edles Mädchen. Aber, wenn du lange mit ihm geredet, so wendet er Blicke voll einer gefühlvollen Liebe auf dich. Sein eigenes Herz überrascht ihn. Ich erwarte, er wird jetzt seine Leiden geſtehen. Auch hebt seine Lippe an; aber nach ein Paar Worten bricht er ab und versinkt in einen sichtlichen Kummer. Warum redet er nicht, wenn er frei iſt, Amelie?

Amelie trocknete ihre Augen und küßte der Mutter Hand ohne zu antworten. Ich wollte, sagte sie nach einer Pause, er wäre unsers Nachbars Sohn. Ach Mutter, auch wenn jede Hoffnung erfüllt würde, der Name Graf wird immer bitter bleib n. Er redet nicht. Er bricht ab. O er ist wirklich frei, und der Grund, warum er nicht redet, läge in seinem Herzen gar. Ach, Mutter, ich überlege mehr als sie denken.

Vielleicht, wenn du kälter scheinst, oder wärmer, daß dann sein Herz sich öffnete.

Scheinen? o meine Mutter, nur das nicht. Ich habe den Muth ihm zu entsagen, wenn es seyn muß; aber seyn will ich ihm, was ich bin, scheinen nie. Ich bin so unschuldig wie er. Ich will gern ablassen, wenn wir uns trennen müssen; aber erröthen will ich nicht vor ihm.

Ich wollte denn, wir hätten ihn nie gesehen, Amelie. Du wärst glücklicher.

Nein, auch das wünsche ich nicht, und müßte es mit einem tödtlichen Erblassen endigen. Ich habe einen Mann gesehen, den ich lieben durfte, weil ich ihn ehren konnte. Wenn auch meinem Leben das Glück fehlt, so wird ihm doch nie eine schöne, die schönste Erinnerung fehlen.

Ach,

Ach, manchmal fühle ich mich, ohne Hoffnung, glücklich.

Ameliens Mutter war eine brave Frau, und darum fühlte sie etwas Schmerzliches, etwas Unheilverkündigendes in diesem Verhältnisse mit einem jungen Manne, der so weit über ihrem Stand war. Sie faßte also eine neue, schöne Hoffnung, da ein junger Kaufmann aus Konstanz, Namens Brandt, dessen Vater mit ihrem Manne in Verbindung gewesen war, ihr Haus in Bodmen besuchte.

Er sah Amelien, und die Mutter bemerkte den tiefen Eindruck, den des Mädchens Anblick auf ihn machte. Er war nur auf einen Augenblick, wie er sagte, vorgekommen. Jetzt suchte er nach einem Vorwande länger zu bleiben. Die Mutter selbst gab ihm den Vorwand, aber ganz unmerklich. Er reiste ab, und man redete über ihn kein Wort mehr. Aber die Mutter hoffte in der Stille, er würde sich wieder sehen lassen.

Sie hatte nicht geirrt. Er kam wieder und wieder. Die Mutter seufzte; denn Amelie that gar nichts, ganz und gar nichts, dem Mann, dem sein Wunsch aus den Augen sah, einen Schritt vorwärts zu erleichtern. Die Mutter behandelte ihn desto freundlicher. Er redete endlich mit der Mutter, und erhielt die Antwort,

daß

daß Amelie nach dem Wunsche ihres sterbenden Vaters in diesem Punkte vollkommen frei sey, daß sie ihrem sterbenden Manne versprochen habe, sich in diese Angelegenheit gar nicht zu mischen; daß —

Das alles soll ein höfliches Nein seyn? unterbrach sie der junge Mann, sich bückend —

Mit nichten, lieber Freund. Meine Wünsche haben Sie. Meine Tochter will den Mann kennen, dem sie ihre Hand gibt, und ich wüßte nicht, warum sie nicht einen so braven Mann, wie Sie, wählen sollte; bewerben Sie sich um ihr Vertrauen, um ihre Freundschaft. Meinen Muttersegen haben Sie.

Sie trat so fein auf, um voraus ihrer Tochter eine Entschuldigung für ihr Nein zu geben.

Ein Liebender, und wäre er der unschuldigste, und auf einer öden Insel erzogen, erkennt seinen Nebenbuhler auf den ersten Blick. Moritz sah den Kaufmann kaum, so wußte er auch seine Absicht. Das Auge schoß Blitze auf den armen Kaufmann, und er stand, die Arme untergeschlagen, so stolz, so an der Seite auf ihn herabblickend da, daß Amelie alle ihre Kunst und Menschenkenntniß nöthig hatte, den bösen Geist zu bannen. Aber kaum war er bey Johann im Wirthshause, da brach der Sturm los.

Ich

Ich werfe den Menschen in den Bodensee, wirft er noch einen Blick auf Amelien.

Wer denn? was giebts? fragte Johann.

O ihr meint wohl, ich kann nicht sehen. Gottlob! ich kann Schwarz von Weiß unterscheiden, und sehn, wie ihn die Mutter in den Schutz nimmt, und wie er sich aufbläht, als wollt' er mich fragen: was will der Herr hier? Und daran seyd Ihr schuld, und ich Thor, ich verkehrter Thor, daß ich warte, bis die Steine für mich reden, daß ich mich wie ein Bär mit einem Ringe in der Nase führen lasse, wohin Ihr wollt.

Hast du nicht dein Wort gegeben drei Jahre zu schweigen?

Nun, liebster Johann, so bin ich verloren, wenn ich Wort halten soll. Bedenke es doch nur, da ist ein Mann, so wedelnd, gelenkig, weich und schmeichelnd, wie der Schwanz einer Katze, der immer —

Wenn du den Kaufmann meinst, Moritz, der ist ein achtbarer Mann, und einen schmeichelnden Hund oder eine falsche Katze wird Amelie nicht lieben.

Desto schlimmer, wenn es ein achtbarer Mann ist, so sieh doch meine Verzweiflung, Vater!

Das

Das geht mir nahe; aber hier ist die Rede davon, ob du dein Wort brechen darfst? davon!

Moritz besann sich lange, dann schlug er die Augen gen Himmel, biß die Lippen zusammen, schlug sich vor die Stirn, und sagte bitter: so fahre hin, schöner Traum! Ade Glück und Freude! Laß uns gehen, Alter! Ich ziehe nach Sankt Georgen als Mönch!

Johann folgte ihm, und er suchte den Aufgebrachten zu besänftigen. Er sagte, wie für sich: weiß ich doch, daß Amelie ihn liebt. Ein Blinder mags sehen! Mag doch die Mutter den Freier in ihren Schutz nehmen, dich nimmt Ameliens Herz in Schutz —

Wenn ich immer nicht rede? nie sage, daß ich sie liebe? Soll ich denn gegen sie ein Lügner seyn, weil ich Euch mein Wort gegeben habe?

Moritz, kurz und gut! Bist du gebunden dein Wort zu halten? Nein, sieh mich nicht so flehend an; denn du dauerst mich ohnehin, armer Schelm! also ja? Nun denn! Willst du es halten oder nicht?

Das eben ist das Elend; ich muß es halten und gehe verloren.

Da aber wurde Johann beredt, überredender wie Cicero, daß Amelie ihn liebte, daß

Amelie

Amelie recht gut wüßte, sie sey geliebt. Kurz, daß Amelie Amelie sey. Dieser letzte Grund wirkte am meisten, und darum eben hatte ihn Johann wie den heiligen Anker bis zuletzt verspart.

Aber Johann tröstete nicht nur, sondern er half auch. Was sollte Amelie denken, wenn Moritz nie redete? Es war zuviel von einem Mädchenherzen verlangt, alle ihre Liebe an einen Spinnenfaden, an noch weniger als das zu hängen, an den Glauben an einen jungen Menschen, der liebt, frei ist, geliebt ist, und immer schweigt. Ich habe nichts versprochen, sagte also Johann. Amelie liebte den alten Mann sehr. Er mit seinem grauen Haupte, mit seinem ehrwürdig redlichen Gesicht, war ja eben der Grund ihres Glaubens an des Grafen Liebe. Sein freundliches Lächeln, zuweilen eine ganz kleine Anspielung auf eine frohe Zukunft erhielt ihr Herz fest.

Nach einigen Tagen fand Johann Amelien nachdenkend nicht nur, sondern trauernd. Ihre Mutter hatte dem jungen Kaufmann eine warme Lobrede gehalten. Mein lieber, alter Freund, sagte Amelie, ihm beide Hände entgegenstrekkend: Du weißt — Sie nannte ihn Du, wie der Graf — so schöne Mährchen, die wie Geister-

sterstimmen zum Guten mahnen. Geschwind erzähle mir eins; mein Herz ist so schwer, und, was noch schlimmer ist, nicht Eins mit sich selbst.

Der Alte sagte lächelnd: ich weiß wohl ein Mährchen, Amelie; aber es darfs niemand wissen, als Sie und ich, und es ist ganz kurz; aber prophetisch.

So erzähle; ich verspreche dir es zu verschweigen.

Es war einmal vor vielen Jahren ein Königssohn, schön, edel und tugendreich, der fand bei ihrer Heerde eine junge Hirtin, von allen Feen reich begabt. Der Himmel hatte beide für einander bestimmt, und so liebten sie sich von dem ersten Augenblick an, da sie sich sahen. Aber der Königssohn, so frei er wählen konnte, hatte dem Könige, seinem Vater, feierlich versprochen, drei Jahre der Geliebten seine Liebe zu verschweigen. Der alte König hatte eigene Grillen, sonst war er ein edler Mann. Er schwieg hier.

Nun weiter, lieber Alter! rief Amelie mit schlagendem Herzen. Weiter! o weiter!

Mein Mährchen ist hier zu Ende, Amelie. Erfahre ich, ob die schöne Hirtin seine Liebe errieth, an seine Unschuld glaubte, an sein Herz,

an

an seine Treue, so sollen Sie die erste seyn, der ich weiter erzähle, Amelie.

O mein guter, edler Alter, rief Amelie voll unendlicher Wonne: ich will dir das Mährchen zu Ende erzählen. Die Hirtin hielt fest an dem Herzen des Geliebten, und da der Tag erschien, an dem er reden durfte, da war sie gerade drei Jahre lang schon sein gewesen, ohne daß er es wußte.

Johann lächelte, und dann segnete er sie mit dem Namen: meine geliebte Tochter!

Herr Brandt kam noch einige Male. Amelie hatte eine lange Unterredung mit ihm am Bodensee. Er trennte sich mit einer hohen Rührung von ihr, und mit dem Gefühl, er werde ihres Gleichen nicht wieder finden. Was sie ihm gesagt, erfuhr nie ein Mensch, nicht einmal die Mutter. Er kam nicht mehr.

Aber obgleich Moritz froher war, seit er den Kaufmann nicht mehr sah, so wurde er dennoch wieder finster, und immer finstrer. Ach, wenn Amelie ihren Blick auf die lange Zeit warf, die Tage zählte, die Stunden, so wurde sie so betrübt als er selbst. Sie begriff eben so wenig wie er, wie sie das süße Geheimniß so lange in ihrer froh beklemmten Brust bewahren wollte, und sie mußte es bewahren, damit

dem

dem Geliebten der Ruhm nicht entrissen würde, stärker zu seyn als die allmächtigste Leidenschaft, und ihr nicht das Entzücken des stolzesten Schau-[illegible]ls eines sichern Mannes, den sie liebt, und so beschloß sie ihm das Opfer leichter zu machen.

Auf einmal wurde sie seine heitre Freundin; mit einer unnachahmlichen Feinheit bemächtigte sie sich seines Vertrauens, und nach und nach legte sie seine Leidenschaft an die Blumenkette der aller vertrauenvollsten, heitersten Ruhe. Er brachte nur das Eine schwere Opfer zu schweigen, was sie auch brachte. Aber welche Anstrengung kostete es Amelien nicht immer wieder, den aufkochenden Sturm in seiner Seele zu beruhigen, und sich nicht fortreißen zu lassen von seiner tobenden Leidenschaft, und von ihrer tieferen!

Und doch gelang es ihr, und ihrer milden, hellen Seele, das seltsamste Verhältniß zwischen Liebenden zu einer schönen Empfindung zu machen. O es war rührend zu sehen, wie beide einander nach und nach in die reichen Tiefen ihre Seelen sehen ließen, und dennoch sie sein Geheimniß bewahrte; er seins.

Sie schied fast ganz aus der Welt. Sie lebte nur für ihn allein. Sie vermied jeden

Umgang mit einem Mann, wer er auch war. So machte sie ihm sein Opfer leichter, und verbarg ihm alle die ihrigen, die sie ihm brachte. War er nicht in Bodmen, so brachte sie ihre Zeit damit zu, daß sie einige junge Mädchen in Arbeiten und im Lesen unterrichtete. Diese schöne Thätigkeit hatte sie schon früher beschäftigt. Jetzt weihete sie ihr alle ihre Zeit, und Moritz saß ganze Stunden mit ihr unter ihren Schülerinnen.

Sie nahm mit ruhiger Freundlichkeit alle Geschenke, die er ihr bot; aber sie verwandelte sie in Almosen für die Armen im Dorf; nur eine Blume von seiner Hand trug sie, bis sie an ihrer Brust in Staub zerfiel.

Leise berührte sie, was er für die Unglücklichen auf seinen Gütern thun könnte, und er sah mit Schrecken, wie viel sein Herz hatte thun wollen, und wie wenig seine Leidenschaft erlaubt hatte. Sobald er zu Hause kam, zog er Erkundigungen ein, und er sah, es war viel zu thun. Sein Vater arbeitete in seinem Studirzimmer.

Er fand nun in der Thätigkeit, womit er den auffallendsten Uebeln abhalf, ein Gegengewicht gegen die Leidenschaft. Er blieb sogar länger weg von Bodmen, und mit Erröthen und Freude erzählte er Amelien, was ihn abgehal-

ten

ten zu kommen. Noch ein halbes Jahr floh hin, und seine Unterthanen segneten ihren jungen Grafen, dessen Herz groß genug war, sie — nicht nur glücklich zu machen, sondern zu lieben.

Der Vater erstaunte, da Johann ihm die Nachricht gab von der heißen Liebe seines Sohnes zu Amelien. Und hat er Wort gehalten? fragte er. Er sprach mit seinem Sohn selbst, und Moritz beschwor ihn mit kindlichen Thränen, den herzzerreissenden Schmerz seines Innern zu endigen, oder vielmehr, setzte er hinzu: das theure Mädchen nicht länger einer Ungewißheit auszusetzen, die mich, mich beschimpft; die mich mehr martert als alles, was ich zu tragen habe. Er erzählte seinem Vater ausführlich alles, alles.

Hm! sagte der Vater den Sohn umarmend: das ist viel, in der That, viel mein Sohn, wenn sie weiß, daß du sie liebst, und dennoch den Triumph aufgibt, den Grafen zu ihren Füßen zu sehen. Das ist viel. Aber viel weniger war ich mir nicht von einer Tochter dieser Aeltern vermuthen. Hm! ja! Moritz, ja! viel milde Weisheit von einem so jungen Mädchen! Das freilich stößt mein System von den Weibern übern Haufen, wenn's nicht Schein ist.

Ich wollte ja dich nur glücklich sehen, mein Sohn, und dir in den drei Jahren Zeit geben, in das Herz deiner Geliebten zu blicken. Und so hätten wir ja eine gefunden, die drei Jahre lang — In der That, so etwas wollte ich, mein Sohn. Es wäre denn also gelungen, und meine Erziehung — ich empfehle sie dir, wenn du Söhne hast, — Johann, der übrigens recht gescheidt ist — mag von seinen Mährchen sagen, was er will. Aber — lieber Moritz, so viel habe ich gelernt, daß du ein besserer Herr für meine Unterthanen seyn wirst, als ich leider gewesen bin. Du hast viel in den letzten sechs Monaten gethan. Ich fühle in der That, mein Sohn, daß ich mich oben auf dem Schloß bei Sankt Georgen besser befinde, als hier. Ich übergebe dir die Güter zur Regierung, und, lieber Moritz, dein Glück liegt mir am Herzen. An meinem nächsten Geburtstage, du weißt, er ist den 12ten Julius — darfst du deiner Geliebten deine Hand bieten. Achtzehn gute Monate geschenkt.

Da lag Moritz zu seines Vaters Füßen, und seiner Empfindung heiße Flamme erweichte des Vaters Herz, und gab ihm ein Glück, das er lange nicht so tief gefühlt hatte. Moritz sprang

sprang zu Johann, um ihm sein Glück mitzutheilen.

Wenns nicht Schein ist, guter Junge, sagte der Graf jetzt: troz dem, was der Oberst mir schreibt. Ich weiß ja wohl, wie den, trotz seines Alters, ein Lächeln, ein sanftes Mädchenauge begeistert. Und ist es Schein, steckt dem hübschen Dinge der reiche Graf, und nicht der Moritz mit seinem edlen, reinen Herzen im Köpfchen, so paßt sich alles vortreflich. Johann zwar schwört Stein und Bein, sie liebe den Mann, und ließe gern den Grafen fahren, wenns ginge. Hm! wenn das ist, so will ich mich mit meiner Frau versöhnen; denn Johann redet mir das Herz weich, wie groß Unrecht meiner Frau geschehen. Wenn nur der Oberst seine Rolle übernimmt. Aber — er hat es ja selbst gewünscht, und so sehe ich zugleich in zwei Herzen in Moritzens Herz, und in eines Weibes Herz. Ich denke ich werde Recht haben.

Der Graf übergab die Regierung der Güter nach ein Paar Tagen in Gegenwart der versammelten Unterthanen feierlich seinem Sohne, und ging mit dem Doktor und einem größern Haushalt ins Gebirge zurück. Moritz war selig wie ein Unsterblicher. Er machte sogleich

An-

Anstalt für den zwölften Julius; dann, rief er: wenn Amelie mich liebt, will ich nicht eine Stunde länger unsre Verbindung aufschieben. Er ließ die Zimmer, die Amelie bewohnen sollte, mit der verschwenderischen Pracht seiner Liebe ausschmücken. Die Erleuchtung des Schlosses war in Bereitschaft, ein ländliches Fest war von ihm erfunden, er wußte, es würde für Amelien das Schönste von allem seyn, wenn die Kinder des Dorfs, und die jungen Mädchen in die Farbe der Unschuld gekleidet, die gütige Mutter seiner Unterthanen auf der Gränze empfangen würden. Gegen Ameliens Zimmern über stieg die Zubereitung zu einem Feuerwerke empor, das den Rheinfall in Flammen nachahmen sollte. Alles war bereit, und da leuchtete der Morgen des glücklichen Tages herauf.

Moritz stand mit dem ersten Strahl der Sonne vor Ameliens Hause. Er pochte, und sie öffnete ihm das Haus, noch den Schlaf und einen schönen Traum auf den trunkenen Augen. Welch ein Tag ist heute, sagte sie sich besinnend, daß Sie so ungewöhnlich früh kommen?

Der glücklichste Tag meines Lebens, Amelie, o Amelie, der Tag, wo ich endlich dem edelsten Mädchen auf der Erde sagen darf: ich liebe dich! Sie erstaunte, sie wurde verwirrt, sie

sie zitterte. O Amelie, fuhr er fort, ich weiß ja, daß du mich liebst; aber laß dieses Wort, daß du mich liebst, heute das erste Wort und der Segen seyn, den du über diesen Tag und über unser Leben aussprichst!

Sie sah ihn wieder an, aber lächelnd wie der Tag. Moritz, sagte sie mit stürzenden Thränen: ich liebe dich ja unendlich.

Da breitete er ihr die Arme entgegen, und Amelie lag an seinem Herzen, und die Lippen berührten sich zum ersten Mal, und das Meer der Wonne bedeckte ihre Seelen.

Aber welch ein Tag, geliebter Moritz? fragte sie dann; denn die drei Jahre waren ja nur halb vorüber: welchen Tag meinen Sie, Moritz?

Der Altar, geliebte Amelie, in Tengenbach erwartet uns; der Segen der Kirche, ach, Amelie, der dieses Mal gewiß nicht entweiht wird! Die Mutter, die in der Thüre, ungesehen, dies hörte, trat hervor, den leuchtenden Strahl dieser unerwarteten Freude auf dem Gesicht, und rief: Herr Graf! Amelie! Kinder! Ich stehe hier erstaunt? Ihr redet vom Altar, von dem Segen der Kirche. Ihr Vater, Herr Graf — Ihr Vater —

Da erzählte Moritz alles, und Amelie, in dem stolzen Selbstgefühl der reinen Unschuld, sagte ihm, wie viel sie gewußt, und die Liebenden erriethen einander, und verkannten sich nicht.

Aber jetzt machte die Mutter Umstände. Heute! das sagte sie ein Dutzend Mal, und jedes Mal mit mehr Gewicht, als vorher, während Amelie schon die Blume, ihren einzigen Putz, vor den Busen steckte. Sie war gekleidet.

Moritz fürchtete noch ein Hinderniß. Er hatte zu dem Ende einen Reitknecht mitgenommen, der Johannen in Tengenbach schnell Nachricht geben sollte, ob er die Anstalten zum Empfang Ameliens machen sollte. Die Mutter begriff endlich, daß Amelie heute Gräfin Tengenbach werden sollte. Moritz wollte seinen Boten absenden, da kam ein Bote, der ihm die Nachricht brachte, daß sein Vater durch eine kleine Unpäßlichkeit abgehalten sey, zu erscheinen. Er ließ den Sohn bitten, seine Verbindung mit Amelien noch ein Paar Tage auszusetzen. Der Vater gab ihm den Auftrag nach Tübingen zu reisen und dem Obersten Grafen Tengenbach Papiere zu geben, die von äußerster Wichtigkeit seyn sollten.

Moritz fand in dem Briefe etwas Fremdes, etwas Heimliches, etwas, das ihn beunruhigte.

ruhigte. Amelie fand das nicht. Sie fand die Einwilligung des Vaters in ihre Verbindung und sie blieb ruhig. Der Befehl zur Abreise war dringend. Moritz riß sich aus den Armen der Geliebten, und reiste von hier sogleich nach Tübingen.

Er fand den Obersten in Tübingen nicht, aber seine Frau, die ihn mit einer ungemeinen mütterlichen Zärtlichkeit aufnahm. Sie sagte ihm: die Papiere enthielten höchst wahrscheinlich ein sehr wichtiges Familiengeheimniß, und sie bat ihn, ihrem Manne nach Stuttgard nachzureisen. In Stuttgard erwartete er den Obersten. Ein neuer Brief von der Gräfin Tengenbach wies ihn nach Mannheim, wo der Oberst ihn erwartete.

Der erste Fluch kam über Moritz Lippen, da er den Brief las, der ihn wieder in April sandte; denn auch in Mannheim war der Graf gewesen, und Moritz mußte nach Karlsruhe. So, nachdem er Schwaben und die Pfalz die Kreuz und die Quer durchzogen hatte, war der Oberst verschwunden, und Moritz kehrte nach vier Wochen nach Tengenbach zurück, und hier traf ihn die furchtbare Nachricht, daß sein Vater vor vierzehn Tagen im Gebirge gestorben, und in Sankt Georgen beerdigt war. Moritz

war

war durch ein Paar Worte von seinem Vater angewiesen, des Obersten Befehle für seine Zukunft zu erwarten. Johann war abgereist den Obersten aufzusuchen.

Moritz trauerte um den verstorbenen Vater; denn nach einigen Tagen ging er nach Bodmen zu Amelien. Sie wußte den Tod seines Vaters schon. Die Trauer gebot, ihre Verbindung aufzuschieben. Er blieb, wie gewöhnlich, einige Tage in Bodmen. Da fuhr ein prächtiger Wagen vor die Thür, und ein Mann in Uniform, mit einem edlen, kräftigen Gesicht trat ins Zimmer, den Amelie, doch ein wenig erschreckt, mit den Worten: ach Herr Oberst! empfing. Sieh da, meine kleine Amelie! sagte der Oberst freundlich, und fuhr schnell fort, ohne sich unterbrechen zu lassen: Frau Rentmeisterin, ich bringe Ihnen eine frohe Nachricht. Das ganze Vermögen Ihres seligen Mannes ist Ihnen gerettet. Es hat mir Mühe genug gekostet, mich durch die ränkevolle Nacht des Prozesses durchzutappen. Gottlob! ich bin durch. Ich gab Ihnen wenig Hoffnung, Madame, da Sie bei mir waren. Ich weiß, daß vergebliche Hoffnungen mehr schmerzen als eine Bürde, an die man gewöhnt ist. Ich kann Ihnen, sobald Sie wollen, die ganze Summe zahlen

len lassen. Ich wohne jetzt hier nahe bei Ihnen. Nun, Amelie, Sie sind gar nicht arm mehr; aber Ihr Reichthum kann Ihnen nicht den leichtesten Werth mehr geben, als Sie haben. Ich wohne jetzt in Tengenbach ganz nahe bei Ihnen, und wenn ich mich dort eingerichtet habe, wenn meine Familie erst mit mir da wohnt, Amelie — so —

In Tengenbach? fragte Moritz hervortretend. Wie so?

Ja, sagte der Oberst: interessirt sie das, mein Herr?

Recht sehr; ich bin der Graf Moritz von Tengenbach.

Der Graf sah ihn mitleidig an; dann zog er sein Taschenbuch hervor, gab mit den Worten: armer junger Mensch! einen Brief.

Das eben ist der Brief, den ich dem Obersten, Grafen Tengenbach, meinem Verwandten bringen sollte.

Das bin ich. Lesen Sie nur! setzte er sanft hinzu.

Moritz las und erblaßte, und erblaßte immer mehr, je weiter er las. Seine Hände zitterten. Amelie rief erblassend: Moritz, was ist Ihnen? Gott! Moritz! lieber Moritz! Sie erblassen!

Er-

Erblasse ich? das sollte ich nicht. Und doch fühle ich, daß es mich erschreckt hat. Amelie, ich bin nicht ein Graf von Tengenbach. Ich bin wieder, was meine Jugend so glücklich machte, des treuen, einfachen Johanns Sohn, zu nichts von dem Glücke berechtigt, als zur Arbeit, zur Geduld, zur Tugend.

Vergiß die Liebe nicht, Moritz! rief Amelie und warf ihren Arm in Gegenwart des Obersten um Moritz Hals; und bist du kein Graf, so bleibst du doch der Ritter von Sankt Georg, und glaube mir, o glaube mir, Moritz, der Ritter ist mir lieber als der Graf. O meine Liebe war rein wie die deine, Moritz, edel wie die deine. Deine schien reiner. Des Königs Sohn wählte die Hirtin. Jetzt drückt die Hirtin den geliebten Hirten an die Brust, und niemand wird, Gott sey gelobt! sagen: Amelie liebte den Grafen. Nein, sie liebte Moritz! dich, Moritz!

Der Oberst lächelte. Er ließ sich dies alles erklären. Nun denn, damit man nun nicht wieder den edlen Ritter da — glauben Sie mir, Amelie, die Ritter von seinem Orden sind so selten wie die Ritter vom Hosenband; aber ich gehöre auch ein wenig dazu — damit seine Liebe so rein scheine, wie Ihre, statte ich ihn aus, um

ihm den Schmerz einer vergeblichen Hoffnung zu ersetzen.

Mit nichten! Herr Graf, die Liebe stattet ihn aus, ich, seine Amelie?

Er ist ein Mann, Amelie. Es wird ihn schmerzen.

O Herr Oberst, rief Amelie: wenn er stolzer wäre, als ich, die von ihm lächelnd eine Grafschaft nahm, wie eine Blume, wie einen Schmuck in mein Haar: wäre er so mißtrauisch, despotisch stolz, nichts aus der Hand der Liebe nehmen zu wollen, als Triumphe, so hätte ich ihn, er mich nicht gekannt. Da drückte Moritz die Geliebte, die mit brennenden Wangen für den Werth seiner Liebe stritt, an seine Brust, und rief: o Amelie, ich werde dich nie verkennen! Er ging mit ihr hinaus an den Bodensee, und sie ließen die Mutter mit dem Obersten rechnen.

Sie kamen zurück mit so viel hoher Freude. Moritz war so unendlich entzückt, daß der Oberst sagte: beim Himmel, ich habe nie mit so gutem Muthe eine Grafschaft, den Reichthum, so viel verlieren sehen, als heute.

Noch weniger, antwortete Moritz: haben Sie so viel von einem Manne gewinnen sehen, als heute.

Beim hohen Gott! der Grafschaften und Glück vertheilt, Sie haben Recht.

Nun aber drang der Graf auf seine Abreise, und Amelie und ihre Mutter sollten ihn begleiten, um ihr Geld oder die Versicherungen darüber in Empfang zu nehmen, und Moritz mußte ihn begleiten, um seine Rechte abzutreten, und das Geständniß seines Vaters, daß sein Sohn todt, und Moritz Johanns Sohn sey, anzuerkennen. O, rief Moritz, wie freue ich mich an meines theuren Vaters Herzen seinen Segen zu erhalten!

Sie reisten spät ab. Sie kamen im Dunkel an die Gränze von Tengenbach. An einer erleuchteten Ehrenpforte erwarteten alle Kinder des Dorfs weiß gekleidet, und alle junge Mädchen, mit Rosen bekränzt, die Ankommenden, die ausgestiegen waren. Man empfängt, sagte der Oberst, den künftigen Herrn. Ich habe nämlich sagen lassen, daß ich heute ankäme.

Das ist hart, Herr Oberst, sagte Amelie empfindlich.

Ja, es ist grausam! flüsterte Moritz Amelien zu. So, o so wollte ich dich, meine Amelie, empfangen. Es ist sehr hart. Der Oberst antwortete nicht. Er blieb mit Ameliens Mutter, die er führte, stehen, und sagte zu Amelien

lien, die Hand in Hand mit Moritz gieng: nur immer vorweg, Amelie!

Da trat ein junges Mädchen vor Amelien, und streute Blumen zu ihren Füßen, und sagte: Willkommen unserer edlen Mutter! Und die Kinder schlossen Moritz und Amelien in Blumenkränze ein, und aus allen Büschen tönte es: Hoch lebe unsre edle Gräfin Amelie! hoch! hoch!

In dem Augenblick kniete ein Mädchen vor Amelien und bot ihr auf einem Kissen einen Myrthenkranz.

Gott! was ist das! rief Amelie erblassend. Der Lohn treuer Liebe! antwortete der Oberst, und setzte ihr den Kranz auf das Haar, und trieb sie vorwärts durch die zwei Reihen Menschen und erleuchteten Pyramiden in die erleuchtete Kirche. Da stand am Altar der Graf, Moritz Vater, und Johann, mit Thränen in den Augen, der Doktor und des Obersten Familie. Mein Sohn! rief der Graf. Sie haben die Probe bestanden, er und sie, fiel der Oberst ein. Johann sagte leise: mein Sohn! und berührte sanft seine Hand im Vorübergehen.

Die Kirche legte den Segen auf den Bund der Liebe. Aller Augen hingen voll Thränen, und da nun alles wieder vorüber war, Tanz

und Lust, kein Lämpchen mehr brannte, der Graf allein mit dem Obersten noch trank, sagte der Graf: siehst du, lieber Oberst, was eine systematische Erziehung ist! Der demüthige Johann, der es hörte, dachte nicht an seine Mährchen, nicht an seinen Ritterschlag, nicht an das Mährchen, was er Amelien erzählt hatte. Er sagte nur sanft lächelnd; wie gütig ist Gott!

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Becker, Ludwig Theodor / Becker, Ludwig Theodor / Kind, Johann Friedrich,

Feierstunden Erzählungen, Geschichten und kleine Romane

Bd.: 2

Nürnberg [1816]

P.o.germ. 84 f-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10105188-9